Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 29 Marburg i. H., den 20. Juli 1911

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Praxis — Die Oden Salomos. 3. Der Kuß des Lebens — Gewissensfreiheit. Zum Fall Jatho — Die Begründung des Urteils über Jatho — Eine Argonautenfahrt ins heilige Land — Der Internationale Guttemplertag in Hamburg — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Praxis

Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet. Luk. 13, 24.

Jesus hat eben das Menschenleben mitgelebt, in dem wir stehen. Die Sonne hat ihn beschienen und der Regen hat ihn durchnäßt, wie uns. Er hat gearbeitet und ist müde geworden, er ist gewandert und hat danach Hunger und Durst gefühlt. Nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben. Gerade solche Menschen, wie sie um uns her sind, gute und böse, haben seinen Weg gekreuzt. Die Rätsel der Welt und des Lebens haben ihn umlagert, schwere Schicksale sind auf ihn eingestürmt. Aber in eben diesem Leben stehend hat er als den Urgrund der Welt und den Lenker der Menschen den Vater erlebt und seine heilige, unendliche Liebe immer zu Welt und Leben dazu gesehen und dazu genommen. Den Weg, den er gegangen ist, hat er mit dem einen Wort „Vater" jedem deutlich und ergreifend genug angedeutet. Wir können kein „Vater unser" sprechen, ohne daran erinnert zu werden.

Allein unsre Aufgabe ist es nun, den von Jesus beschrittenen Weg ebenfalls zu gehen und durch seine Pforte einzutreten. Indem Jesus uns dazu Mut macht, verlangt er keineswegs, daß wir vorher irgend welche Anschauungen auf Autorität hin annehmen möchten. Keine besondere Geschichtsauffassung, keine wenigstens im Grundriß fertige Dogmatik, kein theoretisches Gedankensystem wird uns aufgenötigt. Es wird uns vielmehr einzig und allein der praktische Versuch zugemutet, das Leben, so wie Jesus getan, zu nehmen und zu führen.

Hat Jemand diesen Versuch noch nicht unternommen, dann wird er wohl gut tun, in der Debatte über den Wert des Weges Jesu vorerst zu schweigen. Das macht die religiösen Kämpfe der Gegenwart so schwer erträglich, daß so viele Unberufene das Wort ergreifen. Denn hier ist das Gebiet, auf dem mit Gedanken und Phantasien nichts zu machen ist. Mehr als irgendwo sonst in der Welt geben in der Religion die Versuche, die wir gemacht haben, und die Erfahrungen, die wir dabei gewonnen haben, den Ausschlag. Ich kann nur sagen, wo immer ich es probiert habe, als den letzten Grund aller Dinge, Ereignisse, Schicksale Gottes unendliche Liebe in mein Leben hereinzunehmen und selbst im Lichte dieser Liebe zu leben, da habe ich die Methode Jesu bewährt gefunden. Und deswegen empfehle ich Jedermann, doch auch wenigstens einen Versuch damit zu machen. Es gibt Leute, die loben die „enge Pforte" oder sie beschreiben sie oder sie bilden sie ab, nur Eines vergessen sie dabei, selbst hindurchzugehen. Aber nur jene, die durch die Pforte eingegangen sind, die Männer der Praxis, haben uns etwas zu sagen, alle anderen können wir ruhig sich selbst überlassen. Denken wir uns, wir wären vor eine Türe gestellt, die in einen wundervollen Garten führte. Aber statt sie zu öffnen und hindurchzugehen, blieben wir vor ihr stehen, und kehrten, wenn wir sie genug beguckt und belobt hätten, wieder um. Das wäre doch ein törichtes Mißverständnis. Dagegen gelangen wir in den Besitz wertvoller Eindrücke, wenn wir eingetreten sind. Vielleicht haben wir etwas ganz Anderes im Garten gesehen als Manche, die auch durch die Pforte geschritten sind. Da wollen wir nicht mit ihnen streiten, sondern glücklich und dankbar sein, daß wir hineingekommen sind. Wenn es die Zeit leidet, werden wir ja wohl auch noch Manches entdecken, was uns vorerst scheint entgangen zu sein. Denn darüber sind alle einig, die hineingegangen sind, daß es dort unendlich viel zu erleben gibt. Und soviel kann man auch sagen, daß es noch selten Jemand gereut hat, durch die Pforte geschritten zu sein. Die Meisten haben von da an erst gewußt, daß es sich zu leben verlohnt. C G

Die Oden Salomos

3. Der Kuß des Lebens

1 Wie ʻdieʼ Schwingen der Tauben über den Küchlein sind
und die Schnäbel der Küchlein sich zu den ihren wenden,
2 so sind auch des Geistes ʻSchwingenʼ über meinem Herzen.
3 Des freut sich mein Herz und hüpft,
wie das Kindlein im Schoß der Mutter sich regt.
4 Ich glaubte, darum war ich getrost,
denn treu ist, dem ich traue.

5 Er segnete, ja segnete mich;
mein Haupt wendet sich zu ihm.
Kein Schwert scheidet mich von ihm
und kein Degen.
6 Denn ʻich ward bewahrtʼ, ehe das Verderben hereinbrach,
und unter seine ewigen Flügel gesetzt.
7 Das unsterbliche Leben kam hervor und küßte mich,
von ihm stammt der Geist in mir,
der niemals sterben kann,
denn er ist lebendig.

8 Es staunten, die mich sahen,
als ich verfolgt ward:
Sie wähnten mich schon verschlungen,
es schien, ich sei der Verdammten Einer.
9 Doch das Unrecht, das ich litt,
ward mir zur Rettung.
Ich ward ihr Auswurf, weil kein Tadel an mir war;
10 weil ich Jedermann Gutes tat, ward ich gehaßt.
11 Sie umringten mich wie tolle Hunde,
die im Unverstand die eignen Herren angreifen;
12 denn ihr Verstand ʻwarʼ verderbt
und ihr Sinn verkehrt.
13 Ich aber hielt das Wasser in meiner Rechten,
darum trug ich ihre Bosheit mit meiner Sanftmut.

14 Ich ward nicht verloren, denn ich war nicht ihr Bruder,
noch war meine Herkunft wie die ihre.
15 Sie suchten meinen Tod, aber fanden ihn nicht,
weil ich älter war als ihr Name.

16 Vergebens bedrohten mich,
17 " " die nach mir entstanden;
Umsonst suchten sie auszurotten
den Namen dessen, der vor ihnen gewesen.
18 Denn dem Plan des Höchsten kann man nicht zuvorkommen,
seine Einsicht ist höher als alle Weisheit.
Hallelujah! [Ode Salomos 28]

Die israelitischen Propheten begannen ihre Orakel mit den Worten: „So spricht Jahve“, und noch christliche Propheten in Phönizien und in Palästina beherrschte (nach Origenes) die Anschauung: „Ich bin Gott“ oder „Gottes Sohn“ oder „der göttliche Geist.“ Wie die montanistische Prophetin Maximilla sagte: „Höret nicht mich, sondern höret Christus“, der aus mir redet, so soll auch Montanus selbst bekannt haben: „Ich bin der Vater, der Sohn und der Paraklet.“ Alle diese Aeußerungen sind aus dem hochgespannten Bewußtsein der Inspiration zu verstehen. Dasselbe Gefühl wie die Propheten beseelt auch den Sänger der „Oden Salomos“; er spricht hier wie in manchen anderen Liedern aus dem Geiste Christi, mit dem er sich eins weiß. So erklären sich die geheimnisvollen Andeutungen der Christusoden nur, wie zuerst Gunkel gezeigt hat, wenn man ihr „Ich“ nicht auf den Dichter, sondern auf den Christus bezieht.

Ihrem Inhalte nach ist die Ode ein Dankpsalm; denn der Christus singt von seiner Not und der Errettung aus der Gefahr. Im Aufgesang (V. 1—4) stellt er statt des Dankes das Vertrauen voran: Er glaubte an Gottes treue Hilfe, darum war er getrost. Unter den Fittichen des göttlichen Geistes, so heißt es in schönem Bilde, ist er sicher geborgen wie das Küchlein unter der Schwinge der Taube. Das stürmische Pochen des freudig bewegten Herzens vergleicht er kühn dem fröhlichen Hüpfen des ungeborenen Kindes; die Bewegungen im Mutterschoße werden also hier wie Luk. 1, 41 als die ersten Aeußerungen der Freude verstanden. Die Gewißheit des Schutzes löst in dem Sänger das Gefühl überschwänglicher Seligkeit aus.

Den Hauptteil der Ode (V. 5—17) nimmt, wie bei den alttestamentlichen Dankpsalmen, die Beschreibung der Not und die Befreiung aus ihr ein. Die erste Strophe (V. 5—7) erzählt, warum der Christus nicht sterben konnte. Als er sich schon in Todesgefahr befand, doch ehe das Verderben hereinbrach, ward er gerettet und in den Schatten der göttlichen Flügel gesetzt. Er war bereits, so muß man sich vorstellen, von den höllischen Mächten verschlungen und wäre verloren gewesen, wenn ihm „der Geist“ nicht geholfen hätte. So bedurfte auch der Erlöser der Erlösung. Seine Rettung geschah zunächst dadurch, daß „der Geist“ ihn mit einem Segensworte segnete. Als dies Wort an sein Ohr drang, wandte er, zutraulich wie ein Küchlein, sein Haupt zu dem Gott empor, von dessen Liebe ihn hinfort keine Gewalt der Finsternis scheiden kann. Der Segen, so fordert der Zusammenhang, soll ihn in dem Kampf gegen die dämonischen Feinde stärken; man denkt an das Zauberwort „Gottesstreiter“, mit dem Jakob im Ringkampf zu Penuel gesegnet und durch das er gegen alle Angriffe der Geister gefeit wird (Gen. 32, 25 ff.). Aber noch näher liegt eine manichäische Parallele: Als der Urmensch, der bei den Manichäern die Rolle des Christus spielt, im Abgrund der tiefen Hölle von den bösen Dämonen bedrängt ward, da „rief der Lebensgeist den Urmenschen mit lauter Stimme so schnell wie der Blitz, und der Urmensch wurde ein anderer Gott“ (Vgl. Flügel, Mani S. 88). Der Sinn ist wohl, daß der Urmensch einen neuen Namen erhält und durch dessen Zauberkraft in einen anderen, stärkeren Gott verwandelt wird. — Nun steigt nach einer anderen Vorstellung der Manichäer (ebenda S. 209) „der Lebensgeist“ selbst in die Finsternis hinab, reicht dem Urmenschen die Rechte und holt ihn herauf. Von hier aus verstehen wir die Fortsetzung unserer Ode. Denn der Sänger erzählt weiter, wie „das unsterbliche Leben“ aus dem Himmel „hervorkam“, zum Christus eilte und ihn küßte. Es ist hier persönlich gedacht wie ein himmlischer Aeon; da es den Geist verleiht, wird es selbst Geist sein, ist also wahrscheinlich mit dem vorher genannten „Geist“ identisch. Der manichäische Ausdruck Lebensgeist faßt die beiden Eigenschaften dieses Lichtwesens treffend zusammen. Von ihm stammt der unsterbliche Geist, der wie die Seele oder das Leben durch einen Kuß auf den Christus übertragen wird; ähnlich die Schöpfung Adams durch Jahve oder die Auferweckung des Toten durch Elisa (Gen. 2, 7; 2. Kön. 4, 34). Noch im Märchen küßt „die Königin der Unsterblichkeit“ den Prinzen, um ihm das ewige Leben einzuhauchen. So ist auch der Christus durch den Kuß des Lebens unsterblich geworden und für immer dem Tode entrissen. Er war zwar in der Hölle, aber er konnte nicht sterben, denn der Tod hatte keine Macht über ihn.

Die zweite Strophe (V. 8—13) schildert die Verfolgung genauer. Christus war bereits „verschlungen“ und schon so gut wie „verloren“, aber „es schien“ nur so. Denn zum Staunen Aller, die ihn sahen, ward er aus dem Abgrund gerettet; die Hölle hielt ihn nicht fest, sondern „spie“ ihn lebendig wieder aus (Ode 42, 16). Weil Christus den Tod nur zum „Scheine“ litt, kann man von Doketismus reden, einer Anschauung, die den „Doketen“ und überhaupt den gnostischen Sekten eigentümlich war und die menschliche Natur des Erlösers ganz oder teilweise leugnete. Bei den Feinden, die hier vorausgesetzt werden, darf man zwar auch an die Menschen denken, aber in erster Linie sind die Dämonen gemeint. Denn hinter dem menschlichen Geschehen schaut das Auge des Dichters, wie auch das des Apostels Paulus, das Getriebe der Geisterwelt. Die Dämonen sind wie die Menschen dem Christus untertan; indem sie ihn angreifen, handeln sie wie tolle Hunde, die gegen ihre eigenen Herren angehen. Da die Bosheit das Wesen der Dämonen ist, so verabscheuen sie wie einen Auswurf den, der nur Gutes tut und an dem kein Tadel haftet. Weil er ihre Kränkungen in gelassener Sanftmut hinnahm und das Unrecht, das er litt, unschuldig und geduldig ertrug, darum ist ihm die Erlösung zu teil geworden, darum hat ihn das Leben geküßt; ein tiefer Gedanke, durch dessen Schönheit die Pracht des Mythus noch überstrahlt wird: um seiner Güte willen ward der Christus vergottet! So allein konnte er die Aufgabe vollenden, die ihm gestellt war, allen Menschen, auch den Toten, „das Wasser“ zu bringen, das ihm vom Höchsten gegeben war: es sollte die trockenen Lippen netzen zum ewigen Leben (Ode 6, 11 ff.). Er hielt das Gefäß sorgsam in seiner Rechten und ließ sich durch keine Angriffe in seiner Ruhe beirren, um nichts von dem kostbaren Naß zu verschütten. Weil er es sicher vom höchsten Himmel bis in die tiefste Hölle trug, darum ward er selbst erlöst und mit ihm alle die Seinen. Die Anregung zu diesem Gedanken scheint der Dichter Bildern entlehnt zu haben, die wir vor allem aus Babylonien kennen; dort werden die Flußgötter mit Vorliebe dargestellt, in der Rechten ein Gefäß mit dem Wasser des Lebens.

Wieder neue Motive verwendet die dritte Strophe (V. 14 bis 17). Die Dämonen hielten den Christus für ihresgleichen, aber er stammte aus anderem, edlerem Geschlechte, das dem ihren überlegen ist: sie kommen aus der Finsternis, er aber aus dem Lichte! Vor allem jedoch war er älter als „ihr Name“, als ihre Person. Denn er ist der Erstgeborne. Mit der Präexistenz ist ihm auch die Macht über alle Später-Gebornen gewährleistet; wie die jüngeren Brüder dem Aeltesten untertan sind, so müssen auch die Dämonen dem Christus gehorchen. Der Erstgeborne Gottes ist zum Erben des Alls bestimmt. Den Plan des Höchsten aber, in dieser Gewißheit schließt der Psalm (V. 18), kann Niemand umstoßen; denn der Allweise ist auch der Allmächtige. Hallelujah! —

In dieser Ode muten gnostisch an die Ideen der Präexistenz und des Doketismus, die mythischen Motive von dem Kampf des Christus mit der Geisterwelt, von der Erlösung des Erlösers, von dem Wasser des Lebens und vor allem von dem wohl weiblich gedachten Aeon des Lebensgeistes, hinter dem „der Höchste“ fast ganz zurücktritt. Der Polytheismus ist kaum verdeckt; das Christentum ist mit einem starken Einschlag heidnischer Gedanken verbrämt; der geschichtliche Hintergrund ist fast ganz in die Fata Morgana des Mythus aufgelöst. Und doch übt das Gemälde einen faszinierenden Reiz aus, dem man sich schwer entziehen kann. Wenngleich der Dichter im Namen des Christus redet und dessen Erlebnisse erzählt, so gilt das Einzelne doch auch für den Gläubigen, der mit dem Christus eins ist, der

im Mysterium mit ihm stirbt und mit ihm lebt. Und darum schwebt der poetische Duft, der über die Religion gebreitet ist, auch über der Ethik; wer wie Christus Gutes tut und die Bosheit der Welt mit Sanftmut trägt, wird ihm gleich erlöst, „wird in die Arme der Unsterblichkeit gelegt“ (Ode 38, 3) und empfängt von ihr den Kuß des ewigen Lebens.

Hugo Greßmann

Gewissensfreiheit

Es war das erste Funktionieren des neuen Spruchgerichts, und man sieht nun, wohin die Reise geht. Das gibt der Erregung über den Fall Jatho die große allgemeine Bedeutung, die noch weit hinausgeht über den erschütternden Eindruck, den das Persönliche und Besondere dieses Falles macht. Herzbewegend ist er aber auch für die akademischen Theologen, deren schon ohnedies so schwere Arbeit hierdurch noch schwerer geworden ist. Von ihnen hat man in der Sache bisher wenig vernommen. Es werden auch die Vorwürfe nicht ausbleiben, daß sie, deren Unterricht und Forschung gerade den Pfarrern diese Kämpfe mit verursacht, ihnen nicht auch klar und deutlich zur Seite stehen. Die Gründe des Schweigens werden sehr verschiedene und darunter sehr ehrenwerte sein. Allein so wenig bedeutend die Stimme eines Gelehrten unter den heutigen Verhältnissen ist, so muß doch um der Klarheit und Ehrlichkeit willen hier geredet werden und dürfen die Pfarrer, mit denen wir eng zusammengehören, nicht im Stich gelassen werden. So erwächst auch für den Einzelnen die Pflicht sich zu äußern. Das, was Herrmann in diesen Blättern*) zu dem Fall aus der Art seines Wesens und Gedankens heraus geschrieben hat, ist jedenfalls durchaus nicht Aller Meinung. Viele von uns werden hier viel lieber mit Bonus oder Sell gehen und überdies noch einige eigene Gedanken zur Sache haben. In diesem Sinne sind die folgenden Zeilen gemeint.

Das Besondere und Persönliche des Falles hängt nun freilich nicht mit der heute vorherrschenden Richtung der kritisch-wissenschaftlichen Theologie zusammen. Der Mann, der verurteilt worden ist, ist ein poetisch fühlender und sprechender Mystiker, in vieler Hinsicht ähnlich den alten Spiritualisten im Sinne eines Sebastian Frank oder Angelus Silesius. Er gehört nicht, wie die von Ritschl ausgehende Richtung, einer erkenntnistheoretisch-ethischen Theologie an, die das alte Dogma in seinem rein praktisch-religiösen Sinne zu deuten bestrebt ist. Er gehört auch nicht zu den Historikern, die von der Kritik der Bibel und der Religionsgeschichte ausgehen. Er hat überhaupt keine festgeprägte Theologie, und die Historie ist ihm in Kritik und Unkritik gleichgiltig. Er redet wie alle Mystiker bald gleich einem Pantheisten, bald gleich einem Theisten. Er gehört nicht zu denen, die sich klar sind über Gott. Er meint, daß über Gott Alle sich unklar sind, die ihn nicht mehr mit den sieben Engelchören im siebenten Himmel thronend sehen: so dürfe doch wohl auch er ein bischen unklar sein. Er kann die Erlösung nicht scholastisch definieren und spricht von Selbsterlösung durch den Glauben; aber da er Gott und Selbst nicht unterscheidet, ist ihm die Erlösung doch wieder Gottes Werk. Er poetisiert, symbolisiert und allegorisiert die Bibel wie alle Mystiker, und entnimmt ihr doch alle Fülle lebendigsten und konkretesten Gehaltes. Er weiß mit dem historischen Christus nicht viel anzufangen und spricht vom Christus in uns, dem lebendigen Christus der Gegenwart und Zukunft der aber doch überall die Züge des neutestamentlichen Jesus trägt. So kommt es zu den buntesten Widersprüchen und den verblüffendsten Paradoxien in seiner Theologie, die keine Theologie ist und keine sein will, sondern nur die Aussprache eines lebendig erregten religiösen Gemütes. Seine Bibel will keinem anderen Buche wehren, auch zur Bibel zu werden, wenn es religiöse Kraft und Leben in sich trägt; aber die Bibel bleibt ihm das Mittel religiöser Unterweisung vor allen. Nur in einem Punkte unterscheidet er sich scharf von den älteren Mystikern: in seinem Optimismus und seiner Diesseitigkeit. Hier wirkt auf ihn die ganze moderne Poesie und entwickelungsgeschichtliche Naturanschauung. Hier ist er eins mit den Selbstverständlichkeiten und Voraussetzungen des spezifisch modernen Menschen und taucht sie ein in die goldene Wärme seines kindlichen Glaubens. Gerade das aber hat ihm — außer seinen offenbar hervorragenden Gaben der persönlichen Einwirkung und geistlichen Berufsarbeit — seine tiefe Wirkung verliehen. Er findet sich mit dem modernen Menschen in seinen Vorurteilen und Instinkten, die auch in der kritischen Schultheologie ignoriert oder apologetisch bei Seite geschoben werden. Es sind einmal hier die bösen Professoren wirklich nicht schuld, sondern der Eindruck des modernen Wesens, wie ihn der Pfarrer in einer tatsächlich an die Menschen herankommenden Tätigkeit kennen lernt und auf ihn eingehen muß, wenn er verstanden und mitgefühlt sein will. So hat er sich eine Großstadtgemeinde gewonnen, wie man sie heute überhaupt nicht mehr für möglich gehalten hätte. Er hat nicht bloß die „kirchlichen Kreise“ seiner sogenannten Gemeinde, sondern seine Gemeinde selbst gewonnen, und gerade durch das, was ihn von aller gangbaren Theologie der Gegenwart unterscheidet.

Diesen Mystiker hat nun die offizielle Landeskirche als „unvereinbar mit dem in der heiligen Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen (wobei vorsichtiger Weise nicht angegeben ist: in welchen?) bezeugten Worte Gottes“ ausgeschieden. Die Kirche hat die Mystiker nie geliebt, weil ihr Subjektivismus, ihr unfaßbarer Spiritualismus und ihre Verlegung aller Erlösung in die lebendige Gegenwart all ihren Autoritäts- und Anstaltsinstinkten entgegengesetzt ist. Sie hat auch den modernen Mystiker nicht vertragen, obwohl seine ganz singuläre Theologie sie mit keiner gefährlichen Schule bedrohte und obwohl sein Verhältnis zu seiner Gemeinde ein stark persönliches Innigkeits- und Liebesverhältnis war, bei dem alles auf das Praktische und wenig auf das Theoretische ankam. Das Spruchgericht fragte nicht nach seinem Glauben und seinem Werk, sondern nach seiner Theologie, ob sie noch möglich ist oder ob sie nicht mehr möglich ist. Es fand insbesondere seine unbedenkliche Annäherung an die Lieblingsideen der modernen Bildungsschicht unerträglich und unverständlich. In dem Gericht saßen außer korrekten Männern der Ordnung und einigen Hinterwäldlern der Kultur gewiß Männer, denen der Entscheid sehr schwer geworden sein wird. Aber sie kennen den modernen Menschen nur aus der Literatur, aus der Polemik und Widerlegung in Kirchenblättern. Sie kennen ihn nicht von Mensch zu Mensch, von Herz zu Herz und können sich eine wirkliche religiöse Lebendigkeit und Wahrhaftigkeit bei ihm gar nicht vorstellen. Vor ihnen verbirgt er sich und mit ihnen spricht er sich nicht aus, wenn er ihnen begegnet. Sie verkehren nur mit Ihresgleichen und empfangen und geben untereinander sich alle theologischen und kirchlichen Ehren; und, da sie ziemlich Viele sind, meinen sie, die Anderen seien im Grunde eine Ausnahme, die schon von selbst wieder verschwinden wird. So haben sie den wunderlichen Heiligen ausgestoßen. Der Pfarrer aber, der in unseren Städten auf den modernen Menschen wirken will, kann sich dem modernen Wesen nicht so entziehen. Er muß darauf eingehen oder auf diese Kreise verzichten. Da trifft es sich eigen, daß gerade der Mann, der mit unerhörtem Erfolge auf die moderne Lebenswelt praktisch und seelsorgerlich eingegangen ist, zum ersten Opfer des neuen Spruchgerichtes wird, das in Wahrheit einer Humanisierung und Modernisierung des Ketzerprozesses hatte dienen sollen.

Die Kluft, die jeder in der modernen Welt innerlich Lebende längst kannte, ist damit blitzartig erhellt. Die Verhältnisse, wie sie wirklich sind und in der theologischen und kirchenrechtlichen Fiktion stets verhüllt wurden, sind sonnenklar aufgedeckt. Der Mystiker ist der am wenigsten kirchlich und dogmatisch Drapierte, darum ist er das erste Opfer; seine segensreiche Wirksamkeit, alle Liebe seiner Gemeinde kann ihn nicht retten. Obwohl sein praktisches Wirken sicherlich im eigentlichsten Geiste Jesu ist, es ist nicht nach dem Sinne der Kirche, die nicht der Geist Christi, sondern eine im Laufe der Zeit mit bestimmten Dogmen ausgestattete, mit allen Autoritäten und

*) Nr. 10. Vgl. auch das Aprilheft der Preußischen Jahrbücher.

Institutionen, allen politischen und sozialen Machtverhältnissen verwurzelte Anstalt ist und die von der ganzen inneren Bewegtheit und Unfertigkeit des um einen religiösen Lebensgehalt ringenden modernen Menschen durch eine Welt geschieden ist. Der Konflikt mußte einmal kommen, der Stoff zu ihm lag überall bereit. Wäre Jatho vorsichtiger und theologischer gewesen, so wäre er vielleicht nicht gerade bei ihm ausgebrochen. Es ist nur gekommen, was irgendwo und irgendwie kommen mußte. Daß der vernichtende Strahl gerade Jathos Amtstätigkeit getroffen hat, die unter allen Umständen eine ethisch und religiös besonders lebendige und innige gewesen ist, das macht ihn nur noch schmerzlicher und bewegender, aber er beleuchtet dafür auch umso schärfer die tiefen inneren Gegensätze unter den protestantischen Christen der Gegenwart. Es ist ein ausgesucht klassischer Fall, den man nicht besser hätte konstruieren können, wenn man das Fiktive und Vorgebliche, das Scheinbare und Gewaltsame an unseren protestantischen Kirchenverhältnissen enthüllen wollte.

Jatho gebührt für seine aufrechte Festigkeit und der Kölner Gemeinde für ihre Treue jeder Dank und jede Anerkennung. Dem Spruchgericht wollen wir die „gläubige“ Presse und die Denunzianten danken lassen, deren Agitation den Fall gemacht hat, und die das Spruchgericht am liebsten in Permanenz erklären möchten, bis alle Häupter der verhaßten modernen Theologen gefallen sind.

Aber das ist nur das Besondere gerade dieses ersten Falles. In Wahrheit birgt das Spruchgericht selbst und seine mit dieser ersten Funktion eingeschlagene Entwickelungsrichtung noch viel weiter gehende, das ganze Dasein des protestantischen Kirchentums und die protestantische Christenheit betreffende Probleme in sich. Die echten Christen unter den Richtern werden sich gerade in diesem schmerzlichen Falle besonders schwer zur Absetzung entschlossen haben. Aber sie glaubten ein Prinzip vertreten zu sollen, gegen das alle Rührung und alles menschlich Gute nicht aufkommen könne, das Prinzip einer wenigstens in den Hauptpunkten zu wahrenden staatskirchlichen „Konformität“. Man kann kein besseres Wort dafür wählen als dieses Stichwort der Elisabethanischen und Stuartschen Kirchenidee. Die Motive des Spruchgerichtes sind unzweifelhaft — mit den selbstverständlichen modernen Milderungen — dieselben gewesen wie die der Elisabethanischen Kirchenmänner, die auch um Kirche und Ordnung treu besorgte Ehrenmänner zum größern Teil gewesen sind. Dasjenige, worin die Konformität behauptet werden soll, ist kleiner, schmäler und unbestimmter geworden. An Stelle der bischöflichen Zeremonien und der Neununddreißig Artikel steht „das in der Schrift verfaßte und in den — ungenannten — Bekenntnissen bezeugte Wort Gottes.“ Umso nötiger aber wird die Wahrung dieses Restbestandes, die Häretiker mögen im übrigen persönlich so rührende und lautere Menschen sein, wie sie wollen.

Was gegen die königlich großbritannische Konformität sich erhob und sie schließlich zertrümmerte, das war die independente Forderung der G e w i s s e n s f r e i h e i t. Diese Forderung ist auch heute der Gegensatz gegen die Konformität der königlich preußischen Religion. Aber es ist ein neuer und wichtiger Zug in diesem Gegensatze. Die Gewissensfreiheit, wie wir sie heute haben, ist eine Gewissensfreiheit außer und neben der Kirche und eine Freiheit zur Bildung neuer Kultgemeinschaften. Man kann austreten, wenn man nicht mehr mittun will, und man kann Sekten oder Dissidentengemeinden organisieren. Freilich wird das Erstere von der amtlichen Welt oft erschwert und das Letztere nach Möglichkeit schikaniert; der Schulzwang zum Religionsunterricht ist gleichfalls ein Zeichen, wie diese Gewissensfreiheit nicht eben gern gesehen wird und wie die privilegierten Kirchen eine recht ungenierte Unterstützung des Staates finden. Aber immerhin besteht doch tatsächlich eine solche Gewissensfreiheit, die durch die Freiheit der Presse und der Wissenschaft unterstützt wird. Aber genügt das dem eigentlichen Bedürfnis nach Gewissensfreiheit? Ein Volk, das in großen Massen christlich gesinnt ist, seine alten kirchlichen Gemeinschaften liebt und an das Zusammenfallen der allgemeinen Ordnung mit der kirchlichen Gemeinschaft von Alters her gewöhnt ist, das nicht austreten will in das Nichts der Konfessionslosigkeit und sich nicht abdrängen lassen mag in abgesplitterte Freigemeinden, hat wenig von solcher Gewissensfreiheit. Es will Gewissensfreiheit nicht n e b e n o d e r a u ß e r, s o n d e r n i n seiner alten Kirche. Sie ist Werk und Stiftung unserer Vorfahren, wir haben selbst für sie gearbeitet und gesteuert; wir wollen nicht austreten, sondern in ihr die religiöse Unterweisung und Erbauung haben, die wir für uns und unsere Kinder nicht entbehren mögen. Wir wollen sie hier freilich so, wie wir sie verstehen und lieben können, mit Geistlichen unserer Wahl und im Sinne des Eingehens auf unser religiöses Empfinden. Dazu treibt nicht ein Uebermaß des Subjektivismus oder krittelsüchtige Aufklärung, sondern die aller Welt bekannte Tatsache, daß die heutige protestantische Christenheit unter dem Einfluß des modernen Lebens und Denkens in ungeheuren Massen mit dem alten Dogma schlechterdings nichts anzufangen weiß, sondern eine andere ihr verständliche und gleichartige Verkündigung verlangt. Alle Welt weiß das, und die Kirche sollte so tun dürfen, als existierte das nicht? als könnte sie die gänzlich verschiedene und uneinige Masse ihrer Gläubigen an ein nur undeutlicheres und verschwommeneres staatskirchliches Glaubensminimum binden? als könnte sie ihre ganze bisherige Stellung behaupten und beanspruchen, wie wenn in ihrem Kirchenvolk sich nichts geändert hätte?

Hier liegt der Kern des Problems, das der Prozeß Jatho mit schmerzlicher Klarheit enthüllt. Denn verurteilt worden ist nicht ein einzelner exzentrischer Pastor, sondern seine Gemeinde und alle Gesinnungsverwandten, alle, die „mit dem in der Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen bezeugten Worte Gottes“ nicht vereinbar sind, die aber doch Christen sein und in ihrer alten väterlichen Kirche bleiben wollen. Das ist die Frage: Gibt es für Solche Gewissensfreiheit i n d e r K i r c h e? Und da solche Leute nicht einzelne seltene Vögel sind, sondern wohl etwa die Hälfte des ganzen Kirchenvolkes, so ist es eine Frage nicht im Interesse kleiner Minoritäten, sondern im Interesse der Christen von heute überhaupt. Es ist auch eine Frage im Interesse der Nation, die einem so großen Bruchteil ihrer selbst die ihm ersehnte Gewissensfreiheit zu gewähren wünschen muß und die einseitige Bindung durch eine nur auf die Indifferenz und Bequemlichkeit gestützte Konformität nicht im Interesse des Staates und des Volksganzen finden kann.

Hier an diesem Punkte zeigen sich die eigentlichen Folgen und Lehren des Falles Jatho. Die Vertreter der „Trennung von Staat und Kirche“ sehen die Wahrung der Gewissensfreifreiheit in der Möglichkeit des Austrittes und in der Freigebung der von jeder staatlichen Hilfe entblößten Kultorganisationen. Das ist das Ergebnis, das die Zertrümmerung der Stuartschen Konformität seiner Zeit schließlich für England und dann für den modernen Staat überhaupt gehabt hat. Hier ist die Gewissensfreiheit erobert, außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können und den Stenggläubigen die Kirchenbildung freizustellen, die dann so schwarz sein können als sie Lust haben. So wird der Fall Jatho der täglich wachsenden Trennungs-Parole mächtige neue Kräfte und Argumente zuführen. Sie wird eines der Stichworte werden bei der irgendwann einmal sicher kommenden Neuverteilung der innerpolitischen Machtverhältnisse. Allein diese Lösung schafft gerade das durch den Fall Jatho beleuchtete schwere Problem nicht aus der Welt und ist den wirklichen Bedürfnissen sehr wenig angemessen. Die Leute wollen ja nicht aus der Kirche heraus, sondern wollen nur Lebensmöglichkeit in der Kirche. Außerdem wäre mit der Schaffung eines halben Dutzends von Kirchenkörpern strengster Härte und Orthodoxie wenig für das Ganze geholfen. Der Einfluß dieser freikirchlichen Orthodoxieen auf die Gesellschaft wäre immer noch ein recht drückender, wie er das in Amerika unzweifelhaft ist. Andererseits würden kleine freisinnige Christengemeinden des Schwunges und der historischen Größe entbehren, die nur eine große religiöse Gemeinschaft mit sich bringt. Da ist mit der Staatskirche, die nicht gleich hundert Pfarrer absetzen kann und vollends bei den Laien bereitwilligst durch die Finger sieht, immer noch besser geholfen. Ihr Mangel ist nur die Unaufrichtigkeit und Verstecktheit, die Toleranz unter der Hand, aus nicht-religiösen Opportunitätsgründen: der läßt es nirgends zu

Klarheit, Freude, Kraft und Geradheit kommen. Die Zerschlagung der Staatskirche und die Preisgebung der Religions- und Gemeinschaftsbildung an eine in ihrem eigenen Kreis schrankenlose Orthodoxie kann nur von denen verlangt werden, die meinen, dann blieben nur kleine Kreise zurückgebliebener Sonderlinge übrig und alle sonstige Welt sei froh, der Infame entronnen zu sein. Das ist aber nicht richtig. Wie jene oben erwähnten Altgläubigen den modernen Menschen nur aus der Zeitung kennen, so kennen wiederum diese Radikalen die Welt der Christlich-Gläubigen nur vom Hörensagen und aus der Literatur und unterschätzen sowohl ihre Zahl als ihre geistige und moralische Bedeutung. Helfen kann nur Gewissensfreiheit in der Kirche, eine Umgestaltung der umfassenden Volkskirche im Sinne der Independenz der Gemeinden, die sich ihre Pfarrer nach ihren Bedürfnissen wählen und suchen können. Das war auch in Wahrheit das Programm der Cromwellschen Independenten: nicht Zerschmetterung der Kirche, sondern Herabsetzung der Kirche zu einem undogmatischen Organismus der Kirchenpflege und -verwaltung, innerhalb dessen die Einzelgemeinde sich den Pfarrer ihres Herzens suchen konnte, wenn sie ein zum Suchen drängendes Herz überhaupt hatte. So hat insbesondere Cromwell seine Kirche regiert, und ein Pietist wie Baxter bezeugte ihm, daß es dem wirklich christlichen Leben nicht übel bekommen sei. Erst als die Stuartsche Reaktion und Konformität wieder gesiegt hatte, blieb von der ganzen Reform lediglich die Gewissensfreiheit außer und neben der Kirche übrig, die die zweite Revolution sicherte und die von dieser her in unser modernes Staatsrecht übergegangen ist. Das eigentliche Cromwellsche Ideal einer Gewissensfreiheit ohne Zerschlagung des alten Organismus, ohne Abdrängung in wurzellose Splittergemeinden ist verloren gegangen, obwohl man Eines hätte tun können und das Andere nicht lassen. Nur in der Schweiz haben wir heute solche Gewissensfreiheit in der Kirche.

Dies Ideal rührt sich heute wieder und muß für praktisch-besonnene deutsche Protestanten, die an dem Werke ihrer Väter ihren Anteil behalten wollen, als die einzige Lösung der durch den Fall Jatho neu beleuchteten Schwierigkeiten erscheinen. Wir sind erst bei der Aufwerfung der Frage, noch nicht bei ihrer Beantwortung. Die praktische Lösung vollends würde abhängig sein von der Gestaltung der politischen Machtverhältnisse, die kein Mensch voraussagen kann. Aber wir müssen dem uns bedrängenden Wirrsal und Elend gegenüber wenigstens für uns selbst ein Programm besitzen und wissen, was wir wollen. Das allein gibt Klarheit und gibt auch Gerechtigkeit gegenüber den Altgläubigen, die zweifellos auch ihrerseits in großer Gewissensnot sich befinden. Mit dem bloßen Absetzen erfolgreicher moderner Pfarrer ist es nicht getan, und gute Nerven, die ohne Wehleidigkeit und Humanitätsdusel im Interesse von Autorität und Ordnung jeden gefährlichen Funken auszutreten entschlossen sind, lösen das Problem nicht mehr. Dazu ist es zu spät und dazu ist das Kampfmittel zu zahm. Dazu helfen nur Henker und Schwert, Scheiterhaufen und Dragonaden. Mit der bloßen Zwangspensionierung schüchtert man einige Geistliche ein und scheucht die Söhne der Bildungsschicht vom Studium der Theologie weg. Durch den Druck auf die theologischen Fakultäten verhindert man die Beförderung fortschrittlicher Theologen und mindert bei guten Köpfen die Lust zur Habilitation. Die ersten Auszüge aus der Begründung des Urteils des Spruchgerichtes sind inzwischen erschienen. Es ist der richtige kalte ketzerrichterliche Dogmatismus. Aber dieser verhält sich doch zu dem Dogmatismus der Inquisition wie die Zwangsentfernung vom Amte zur Verbrennung. So peinlich eine solche Absetzung und Behandlung für Pfarrer und Gemeinde auch ist, so tief es beide in ihrer Existenz trifft, es ist, wie die Quälerei der theologischen Fakultäten, schließlich mehr ein Schmerz für die Beteiligten als ein Schlag gegen die Idee. Solche Wirkungen sind zu matt. Das hilft nicht viel und macht die Kirche nur verhaßt und lächerlich. Man muß schon zu andern Lösungen des Problems greifen. Eine neue Lage verlangt ein neues System, nicht klägliche Abschwächungen des alten. Und hier ist das einzig Mögliche: Beschränkung der Konformität auf das Technische der Verwaltung und Freigebung der Gemeinden zur Wahl von Pfarrern, die, indem sie selbst Christen und Protestanten zu sein erklären, an die christliche Ideenwelt nach ihrem freien Gewissen sich binden mögen und mit ihren Gemeinden sich zurechtfinden mögen. So kommt Rechts und Links zu seinem Recht und kann es Frieden, Vertrauen und Freude geben. Gewiß liegen auch darin noch große Schwierigkeiten, wie denn das Problem der Abgrenzung von Gemeinschaftsinteressen und individueller Freiheit das immer nur annähernd lösbare große Problem alles menschlichen Daseins ist. Daß aber unser gegenwärtiges Kirchenrecht und das Spruchgericht jedenfalls eine ungenügende und unglückselige Lösung des Problems ist, das steht fest. Um der Schwierigkeit einer neuen Lösung willen allein kann man nicht an einer völlig gerichteten alten Lösung festhalten. Es gilt, die neuen Mittel zu suchen. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg; und zu allererst gilt es, den Willen zu erziehen und zu leiten. Dann wird der Weg sich finden.

Nicht an unseren Dogmatikern und Historikern liegt jetzt die Aufgabe. Die Ersteren können in diesem Elend nicht viel Neues mehr finden. Sie mögen sich entschließen, etwas offener auf die wirklichen Probleme des Lebens einzugehen und ihre religiösen Ideen etwas weniger unter alten Formeln zu verstecken und zu knicken. Aber mehr können sie nicht. Sie können ruhig aufhören, mit Hilfe der Kaftanschen Dogmatik die Quadratur des Zirkels finden zu wollen. Was dabei herauskommt, ist nur das Spruchgericht und ein Spruch wie der, den wir eben erlebt haben. Wer jetzt in die Front gehört, das sind Kirchenjuristen mit breiter historischer Bildung und offenem religiösen Blick. Sie müssen den Ausweg aus einer Not finden, die nicht in der Dogmatik, sondern in der Struktur der protestantischen Staatskirchen liegt. Wir haben das großartige vielverkannte Kirchenrecht Sohms und die fein besonnenen Entwürfe Otto Mayers. Auf diesem Wege gilt es vorwärts zu gehen, unbekümmert um die mittelparteilichen Verehrer des Gefäßes, die schließlich jeden Inhalt schlucken, wenn nur das Gefäß ganz bleibt und man nur nicht genau weiß, was drinnen ist.

Gewiß bleiben auch dann große Schwierigkeiten für die Gewissensfreiheit übrig. Aber Vieles, was man dagegen zu hören pflegt, ist gänzlich unbedeutend. Man komme uns nicht mit der Rede, die Kirche würde so zu einem Sprechsaal. Lieber ein Sprechsaal als ein Bureau oder ein Kunststück! Man male nicht die fürchterlichsten Folgen und extremsten Möglichkeiten aus, wie eine Frankfurter gläubige Resolution. Ein Carlo Borromeo würde sich nicht zum protestantischen Pfarrer wählen lassen, und auch von Herrn Arthur Drews ist es nicht wahrscheinlich. Am unerhörtesten aber ist es, es als eine Verletzung der Gewissensfreiheit für zarte christliche Gewissen zu bezeichnen, wenn Leute wie Jatho in der Kirche geduldet werden müssen. Das ist keine Gewissensfreiheit, die nicht mit der Freiheit des eigenen Gewissens zufrieden ist, sondern auch noch verlangt, daß man nicht durch Duldung eines Anderen gekränkt werde. Hierfür das Wort Gewissensfreiheit zu brauchen ist entweder eine alberne und empörende Sophistik oder eben jene giftige und intolerante Rechthaberei, die man mit dem Ideal der Gewissensfreiheit bekämpft. Es ist die Argumentation der Leute, die auch von der ewigen Seligkeit meinen, es sei kein rechtes Vergnügen dabei, wenn nicht alle Heiden und Ketzer ewig gebraten würden.

Gewiß wird es auch dann Fälle geben, wo der Konflikt zwischen Gemeinden und ihren Pfarrern oder die bewußte Verlassung der Christlichkeit uns zu Beseitigungen von Geistlichen nötigen, wenn sie nicht von selbst die Kanzel verlassen. Aber zu solchen Fällen würden die sicher nicht gehören, die selbst mit allem Eifer Christen sein wollen und sich auf die Bibel und Luther berufen. Zu solchen unvermeidlichen Opfern würde dann insbesondere ein Jatho nicht mehr gehören. Es kann immer noch schwierige und schmerzliche Fälle geben; aber einen Fall Jatho gibt es dann nicht mehr, wo Pfarrer und Gemeinde verurteilt werden, weil sie Christen sein wollten und sind, ohne ein vom Spruchgericht anerkennbares Recht dazu zu haben.

Ernst Troeltsch

Die Begründung des Urteils über Jatho

Abgedruckt aus der Kreuzzeitung

Gründe

Mittels Schreibens vom 27. März 1911 hat der Evangelische Ober-Kirchenrat dem Spruchkollegium für kirchliche Lehrangelegenheiten mitgeteilt, wie er die Sachlage als danach angetan erachte, daß über die Lehrverkündung des Pfarrers Jatho in Köln eine Entscheidung des Spruchkollegiums herbeigeführt werde.

Auf Grund der dabei überwiesenen Verhandlungen, insbesondere auf Grund zahlreicher in den „Evangelischen Gemeindenachrichten aus Köln" von Pfarrer Jatho veröffentlichter Andachten, sowie auf Grund der Vorvernehmung des Pfarrers Jatho am 21. April 1911 und der mündlichen Verhandlung vom 23. und 24. Juni 1911, unter besonderer Berücksichtigung der dabei von Pfarrer Jatho selbst abgegebenen Erklärungen, hat das Spruchkollegium die Ueberzeugung gewinnen müssen,

daß eine weitere Wirksamkeit des Pfarrers Jatho innerhalb der Landeskirche mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnis der Kirche einnimmt, unvereinbar ist.

Im Einzelnen gründet sich dieses Ergebnis auf folgende Feststellungen:

1. Inbezug auf das Grundverhältnis von Gott und Welt lehrt Pfarrer Jatho:

„Gott ist die uranfängliche Kraft, von der wir nicht wissen, ob sie ursprünglich blind war und erst in ihrer Verfeinerung zur Geisteskraft im Menschen sehend geworden ist,

„oder ob sie als ewige Vernunft und ordnende Weisheit die erste Bewegung im All hervorrief."

Im ersteren Sinne lehrt Pfarrer Jatho: erst in der Liebe, die Menschen üben, „kommt seine (Gottes) Liebe zum Bewußtsein ihrer selbst, wird aus einer unbewußten Naturkraft zu einer sich selbst bestimmenden Geisteskraft", „Gott ist das ewige Werden", „die Notwendigkeit des Lebens", „die Wirklichkeit des Lebens", „des Menschen anderes Ich", „Sämann und Samen in Einem, ewige Kraft im ewigen Stoff, Gott für unsern Glauben und Welt für unsere Erfahrung"; „das Leben im weitesten Sinne des Wortes, das Alleben und Einzelleben, als organisches und unorganisches, als geistiges und körperliches, sittliches und religiöses, ist »die Fülle der Gottheit«", „und leibhaftig wird diese Fülle im Menschen", „Gott ist nur in dir, du Menschenkind, nur in dir lebt Gott als Gott, als heilige, segnende, erlösende Liebe."

Wenn Pfarrer Jatho in der mündlichen Verhandlung der oben erwähnten zweiten Alternative den Vorzug gegeben hat, „falls nur die göttliche Vernunft nicht nach Maßgabe der menschlichen vorgestellt werde", und wenn er betont, daß die Frömmigkeit dem Gott, den der Mensch „in sich erweckt", betend sich gegenüberstellen könne — so werden doch auch diese Gedanken in seiner Lehrverkündung durch Ausführungen im Sinne der ersteren Alternative durchaus in den Hintergrund gedrängt.

Solche Lehrverkündung des Pfarrers Jatho steht mit der christlichen Gotteserkenntnis in Widerspruch. Das Vertrauen zu Gott, dem Vater im Himmel, der ursprünglichste Ausdruck christlicher Frömmigkeit, verliert im Zusammenhange dieser religiösen Weltanschauung den festen Grund und unentbehrlichen Halt.

2. Pfarrer Jatho lehrt weiter inbezug auf die Offenbarung:

„Die erschöpfende und allumfassende Offenbarung erfolgt im Dasein, im Weltganzen", „die höchste und letzte, die vollendete, im Menschen" — und

inbezug auf den Anspruch des Christentums, die Religion zu sein, welche auf der in die Geschichte hineingetretenen und in Christo vollendeten Offenbarung Gottes beruht:

„Auf diesem Gebiete ist — so heißt es inbezug auf die Ansichten über Gott und Mensch, über das Gute und Böse — jede Meinung berechtigt, die ehrlich gewonnen und klar durchdacht ist"; „Gottes Allgegenwart bedeutet die Gleichberechtigung aller Religionen"; „was ich bestreite, ist die Anschauung, daß die christliche Religion die in Christo vollendete Offenbarung Gottes sei, ich bin der Meinung, daß diese Offenbarung in Christo ihren Anfang genommen hat und bis heute noch nicht vollendet ist, ich halte das Christentum für diejenige Religion, welche bis jetzt im großen und ganzen die übrigen historischen Religionen an religiöser, sittlicher und kultureller Lebenskraft übertroffen hat, das schließt aber nicht ein, daß es die allein wahre oder allein berechtigte Religion sei."

Im Unterschiede vom christlichen Glauben, der seines festen Grundes sich bewußt ist, schiebt hier ein uneingeschränkter Subjektivismus die geschichtliche Offenbarung beiseite; „auch das Christentum muß nach Pfarrer Jatho durch Offenbarungen der Gegenwart weitergeführt werden, und zwar vertieft und erweitert sich dabei nicht nur die Kenntnis von Gott und Welt" — „Gott und Welt selbst wachsen mit dem Menschengeist".

3. Schuld und Sünde will Pfarrer Jatho zwar nicht leugnen, aber er lehrt doch:

„Der Schaden an der Seele ist schlimm, weil der Mensch dadurch seine Seele zur Kraftlosigkeit verdammt, nicht weil man dafür eine Strafe befürchten müßte nach dem Tode in einer anderen Welt, auch nicht weil ein fremder Gesetzgeber da wäre, der da sagte: »du darfst deine Seele nicht verletzen«", „wer büßt, verneint sein altes Leben, nicht weil es ihm leid ist, es gelebt zu haben, sondern weil ihn nach stärkerem Leben dürstet."

Inbezug auf die von ihm mit der heiligen Schrift als die höchste Tugend gepriesene Liebe vermag Pfarrer Jatho, das Leben hochpreisend, ohne jede Einschränkung auszusprechen:

„Der Augenblick, dem der Mensch seine Entstehung verdankt, ist die heiligste Feier des Lebens"; „in dem Augenblick, wo ein Mensch entsteht, feiert die Liebe ihren höchsten Triumph."

Eine in der Geschichte geschehne Erlösung, der Gedanke, daß die Menschen ihrer Sünde wegen einen Bürgen der Liebe Gottes, einen Fürsprecher bedürfen, wird ausdrücklich zurückgewiesen, dagegen wird „Selbsterlösung" gelehrt, „Selbstbefreiung von allem Argen, Selbsterlösung zu allem Guten — und beides in eigener Kraft".

Eine solche Lehrverkündung vermag die Heiligkeit Gottes und den Abstand des sündigen Menschen von dem heiligen Gott Niemandem zum Bewußtsein zu bringen. Sie läßt daher für ein Verständnis des Christentums als Erlösungsreligion nicht nur keinen Raum, vielmehr würden hier dem Evangelium von der Erlösung unüberbrückbare Hindernisse in den Weg gelegt.

4. Der geschichtliche Jesus ist nach Pfarrer Jathos Lehrverkündigung

„ein frommer Mensch gewesen", „eine Größe der Vergangenheit", die „ihr Augenblicksdasein verlor". Das Lebensbild dieser geschichtlichen Person, „so gut oder schlecht es sich noch eruieren läßt, kann keine andere Bedeutung für uns Heutige haben, als eine pädagogische; wir können dadurch zur Heldenverehrung anreizen und starke ethische Triebe wecken"; „die Verehrung des Gekreuzigten ist Heldenverehrung." — „Soll aber die Person Jesu eine religiöse Wirkung ausüben, so muß sie aus dem Rahmen der Geschichtlichkeit herausgehoben, sie muß vergeistigt werden, aus der Person muß die Idee des Christus herauswachsen." Der „lebendige Christus ist die Christusidee", „das stets wiedergeborene Lebensideal", „das über sich selbst hinausgewachsene Ideal des Menschen, das Leben, das Spiegelbild unserer heiligsten und seligsten Erfahrungen." „Das Leben allein kann dich erlösen, das Leben ist dein Heiland und dein Versöhner, dein Herr und dein Befreier, dein Richter und dein Fürsprecher, mit einem Wort: Dein Christus." Der „Lebendige" ist „der Christus", weil er eine „fließende Größe" ist: „jedes Zeitalter muß seinen Erlöser neu erzeugen und gebären: erzeugen aus seiner Sehnsucht nach Licht und Heil, gebären aus seiner Fähigkeit, das eigene Bedürfnis zu verstehen."

Der „lebendige Christus" ist wahrlich ein rechter Gegenstand christlicher Lehrverkündung. Aber auch wenn man in Betracht zieht, daß Pfarrer Jatho einen wesentlichen Inhalt dieses für seine Lehrverkündung besonders wichtigen Begriffs des „lebendigen Christus" den Worten des geschichtlichen Jesus entnimmt, so ist doch seine Predigt „nicht gebunden an die geschichtliche Person Jesu": zwischen dem geschichtlichen Jesus und dem „lebendigen Christus" der Lehrverkündung des Pfarrers Jatho besteht keine andere Verbindung als die, welche die Tatsache dieser Anknüpfung an Jesu Worte darstellt. — Der „lebendige Christus" des Pfarrers Jatho ist nicht der Christus der heiligen Schrift, nicht der auferstandene Herr und Heiland der christlichen Kirche.

5. Ueber die persönliche Fortdauer des Einzelnen nach dem Tode ist Pfarrer Jatho „nie zu einer Gewißheit gekommen"; er lehrt:

die Menschen seien „aus Gott erzeugt, würden von ihm auch wieder verschlungen" und „kehrten im reallsten Sinne des Wortes zu Gott zurück, um seine Zeugungskraft zu vermehren und zu vertiefen."

Wenn Pfarrer Jatho zwar erklärt, daß er bei seiner Stellung zu der Ewigkeitsfrage „in Predigt und Grabrede vom Jenseits nicht gesprochen, also auch nicht gegen das Jenseits polemisiert habe", so muß doch betont werden, daß er in immer stärkerem Maße als den Weg zum Freiwerden von allen Zweifeln über die Fragen des ewigen Lebens „die Beschränkung auf dasjenige, was Jeder selbst erleben und erfahren kann" empfiehlt und dies auf Erfahrungen deutet, die mit einem jenseitigen ewigen Leben nichts zu tun haben.

Hiernach ist Pfarrer Jatho außerstande, am Grabe den Trost der Christenhoffnung eines ewigen Lebens bezeugen zu können. Seine Religion ist ausschließlich Diesseits-Religion.

Mit den vorstehend mitgeteilten Grundgedanken seiner Lehrverkündung in bezug auf das Verhältnis von Gott und Welt und entsprechend in bezug auf die Offenbarung, auf sein Verständnis von Sünde und Erlösung, in bezug auf die Person Christi und auf die christliche Hoffnung ewigen Lebens, befindet sich Pfarrer Jatho mit dem, was dem christlichen Glauben aller Zeiten biblische Wahrheit gewesen ist und noch heute ihn trägt, in unlöslichem Widerspruch.

Bei der Würdigung dieses Widerspruchs kam in Betracht, daß Pfarrer Jatho seit 1905 wegen seiner Lehrverkündung wiederholt zu den ernstesten seelsorgerlichen Vorhaltungen seitens des Generalsuperintendenten und zu den dringendsten Mahnungen seitens der Kirchenbehörde Anlaß gegeben hat, so daß ihm im Jahre 1907 sogar die Einleitung eines Disziplinarverfahrens mit dem Ziele der Amtsentsetzung wegen Irrlehre hatte in Aussicht gestellt werden müssen. Diese Vorhaltungen und Mahnungen sind aber nicht nur ohne Erfolg geblieben, sondern haben Pfarrer Jatho nicht abgehalten, seine Abweichungen von den christlichen Grundanschauungen immer unverhüllter und schärfer zutage treten zu lassen. Und zwar hat er dies getan nicht nur in seiner eigenen Gemeinde, sondern auch darüber hinaus durch verschiedene in die breite Oeffentlichkeit gebrachte Druckschriften, sowie durch Vorträge auch in anderen Gemeinden. Noch in der Verhandlung vor dem Spruchkollegium hat Pfarrer Jatho mit aller Bestimmtheit erklärt, daß er bei seiner Lehrverkündung überall nur an sein „inneres Erleben", und allenfalls an das Urteil seiner Gemeinde, nicht aber an die heilige Schrift und an die Ordnungen der Landeskirche sich gebunden erachte.

Von der Mehrheit des Presbyteriums der Kirchengemeinde Köln ist dem Pfarrer Jatho die wärmste Anerkennung seines vorbildlichen

Wandels und seiner warmherzigen, opferwilligen Persönlichkeit bezeugt, auch seine hervorragende geistliche Wirksamkeit in der Gemeinde, auf der Kanzel, im Konfirmandenunterricht, in der Seelsorge und in seinen religiösen Vorträgen, ebenso sein bedeutender religiöser Einfluß auf viele der Kirche und dem religiösen Leben Entfremdete hervorgehoben worden. Im gleichen Sinne lagen überaus zahlreiche Bezeugungen von Versammlungen und Vereinen sowie von Einzelpersonen aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung, auch weit über Köln hinaus, vor. Alle diese Bekundungen sind voll gewürdigt worden — sie vermochten aber weder im Einzelnen noch in ihrer Gesamtheit zu dem Ergebnis zu führen, daß um ihretwillen die in der Lehrverkündigung festgestellte Verneinung der grundlegenden christlichen Glaubenswahrheiten, die bewußte Auflösung des geschichtlichen Christentums, noch fernerhin getragen werden durfte.

Auch konnte nicht zu Gunsten des Pfarrers Jatho in Betracht kommen, daß ein von ihm selbst verfaßtes Konfirmationsbekenntnis, welches er der Unterweisung im Konfirmandenunterricht zu Grunde legt, durchaus in biblischen Ausdrücken sich hält. Denn wenn die Anziehungskraft seiner Lehrverkündung auch auf solche, die am alten Glauben festhalten, zum Teil mit darauf beruht, daß er seine nichtbiblischen Anschauungen noch immer vielfach mit den Ausdrücken der Bibel und der kirchlichen Ueberlieferung — „in der Sprache der religiösen Symbolik" — vorträgt, so daß seine Abkehr von den christlichen Grundanschauungen in ihrem vollen Umfange noch immer Vielen nicht zum Bewußtsein kommt: so gilt dies insbesondere, wie von seiner Verkündung des lebendigen Christus, so auch von diesem Konfirmationsbekenntnis. Seine Auslegung und Verwertung dieses Bekenntnisses stellt eine Umdeutung der biblischen Ausdrücke und Begriffe bis zu ihrer völligen Verflüchtigung dar.

Nach Alledem mußte die Entscheidung des Spruchkollegiums, wie geschehen, getroffen werden.

Spruchkollegium für kirchliche Lehrangelegenheiten
Voigts

Nachdem wir so das Spruchkollegium haben zu Worte kommen lassen, werden wir in nächster Nummer unser Schlußurteil über den ganzen Jatho-Prozeß sagen. R

Eine Argonautenfahrt nach dem heiligen Lande

Wer hat in seiner Jugend nicht von dem griechischen Helden Jason gehört oder gelesen, von der kühnen Fahrt des Schiffes Argo nach dem Lande Kolchis am Schwarzen Meere, von der Liebe der Medea und dem Raube des goldenen Vließes in dem Hain des Ares? Die jugendliche Phantasie folgte mit Begeisterung den einzelnen Ereignissen des Abenteuers, aber die Kritik des reiferen Alters erkennt darin trotz der möglichen Beziehungen des goldenen Schaf-Vließes zu den alten Goldwäschereien von Kolchis nichts Anderes als die sagenhafte Ausschmückung eines kühnen Raubzuges — einer im Altertum nicht seltenen Sache, die jedoch unsere moderne Kultur überwunden und weit hinter sich gelassen hat! So meint wohl der bildungsfrohe Sohn des zwanzigsten Jahrhunderts und zweifelt nicht daran, daß er recht hat. Aber solche Meinungen erweisen sich nicht selten als voreilig. Die neueste Argofahrt nach dem Osten hat sich in den Jahren 1909—11 abgespielt. Ihr Ausgangsland war England, ihr Ziel Palästina, die Argo eine englische Yacht, die am 17. April dieses Jahres auf der Reede von Jafa die Segel zur Rückfahrt spannte, der Führer ein englischer „Captain" Parker, dessen Genossen mit den Namen Watson und Lee genannt werden, die Argofahrer außer den Matrosen eine Anzahl englischer Arbeiter, die sich mit Hacke, Spaten und anderen Geräten, die zu Ausgrabungen taugen, versehen hatten. Und ihr goldenes Vließ? Diese Frage läßt sich heute noch nicht beantworten, die folgenden Zeilen mögen aber dazu dienen, die Frage zu beleuchten.

Die Einleitung des Unternehmens klingt recht seltsam. Die Nachrichten darüber gehen, soviel bis jetzt bekannt geworden ist, auf Finnland und Schweden zurück und sollen nur mit Vorbehalt hier wiedergegeben werden. Danach hat ein finnländischer Gelehrter mit Hülfe einer von ihm angewandten Zifferschrift (also einer Geheimschrift?) namentlich aus dem Buche des Propheten Hesekiel herausgelesen, daß an einem unterirdischen Orte in Jerusalem die Gesetzestafeln Moses, das Tempelarchiv und die Tempelschätze verborgen sein sollten; dieser geheime Ort befinde sich unter der Stätte, die einst den Tempel Salomos getragen habe, d. h. unter dem jetzigen „Felsendom", der Kubbet es-Sachra der Muslimen, etwa in der Mitte des sogenannten Haram esch-Scherif, des heiligen Platzes in der östlichen Hälfte Jerusalems, dessen Umfang ungefähr dem Bezirke des von Herodes dem Großen neugebauten jüdischen Tempels entspricht. Der finnländische Gelehrte fand einen begeisterten Anhänger seiner Gedanken in einem schwedischen Ingenieur, der bereits ebenfalls Nachforschungen über den Verbleib der Bundeslade in Jerusalem angestellt hatte. Ihm gelang es, in England einige reiche Personen für die Ausführung des Planes zu gewinnen, daß an dem Orte, den der finnländische Gelehrte zu bezeichnen hätte, nach den vorhin genannten Schätzen geforscht werden sollte. Ja es soll sogar im Herbst 1908 zur regelrechten Bildung einer Gesellschaft in London gekommen sein, die sich zur Aufgabe gesetzt hatte, die aus dem salomonischen Tempel herrührenden Schätze in Jerusalem zu finden. Sie konnte freilich ohne Erlaubnis der türkischen Regierung ihre Arbeiten nicht beginnen. Aber nicht nur diese wurde erlangt, obgleich Ausgrabungen in der unmittelbaren Nähe des Haram esch-Scherif nicht gern gesehen und deshalb nicht leicht gestattet werden, sondern es soll auch mit der türkischen Regierung ein Uebereinkommen über die Teilung der etwa zu Tage geförderten Schätze zwischen ihr, zwischen dem finnländischen Gelehrten und der englischen Gesellschaft getroffen worden sein.

Wenn diese Angaben richtig sind, so lehren sie Zweierlei. Erstlich, der Zweck und der Geist des ganzen Unternehmens war kein wissenschaftlicher, er ging auf Gewinn aus. Die Ausgaben, die die Forschungen verursachen würden, glaubte man durch die erhoffte reiche Ausbeute zweifach oder dreifach einbringen zu können. Man wollte ein Geschäft machen! Niemand hat daran gedacht, die Voraussetzungen des finnländischen „Gelehrten", durch die man sich leiten ließ, auf ihre Richtigkeit, Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit hin zu prüfen oder prüfen zu lassen. Das Luftschloß war so großartig und so schön; wer wollte so grausam sein, es zu zerstören? War es doch nicht reizvoller, daran zu glauben? Zweitens aber scheint die türkische Regierung bis zu einem gewissen Grade in den Plan der Unternehmer eingeweiht gewesen zu sein. Wenn sie mit ihnen eine Vereinbarung über ihren eigenen Anteil an dem erhofften Gewinn getroffen hat, so konnte ihr doch die Art des ganzen Unternehmens nicht verborgen bleiben. Es wäre ohne Zweifel richtiger gewesen, wenn sie diese unter dem Schein der Wissenschaftlichkeit auftretende Schatzgräberei ihrerseits nicht begünstigt, sondern gehindert hätte.

Im Jahre 1909 fing man die Untersuchungen an Ort und Stelle an. Die gesuchten Schätze sollten, wie oben gesagt, im Innern des Berges, der den heutigen Felsendom trägt, verborgen sein. Wie aber konnte man zu ihnen gelangen? Der ganze Platz, auf dem die stattlichen Gebäude des Felsendoms und der sogenannten Aksa-Moschee stehn, der Haram esch-Scherif, steht bei den Muslimen im Ansehen hoher Heiligkeit und ist erst seit Beendigung der Krimkriege 1856 überhaupt für Bekenner andrer Religionen zugänglich geworden, jedoch stets nur mit besonderer Erlaubnis der türkischen Behörde in Jerusalem und unter Begleitung eines türkischen Soldaten. Es bedarf daher keiner längeren Erörterung, daß Untersuchungen oder Ausgrabungen von christlicher Seite dort völlig ausgeschlossen sind. Man sah sich deshalb zunächst auf den Versuch angewiesen, ob sich nicht von außen her und unterirdisch an das vermutete Versteck gelangen ließe. Im Norden und Westen schließen sich unmittelbar an die Ringmauer des Haram esch-Scherif bewohnte Häuser der Stadt Jerusalem; Grabungen sind daher an diesen beiden Seiten untunlich, zumal da die Oberfläche des Bodens vielfach aus dem gewachsenen Felsen besteht. An der Ostseite, auf dem Abhang zum Kidrontale, befinden sich ausgedehnte muslimische Grabstätten; dort können Ausgrabungen nicht zugelassen werden. Es bleibt also nur die Südseite des Haram übrig; dort stehen keine Gebäude neben der Ringmauer, der Boden besteht aus Schutt, Ausgrabungen sind demnach möglich und vor reichlich 40 Jahren auch schon von der englischen Palästina-Gesellschaft (Palestine Exploration Fund) ausgeführt worden. Für diese Gegend unmittelbar im Süden des Haram hatte die Schatzgräbergesellschaft die Erlaubnis der türkischen Regierung erbeten und erhalten, hier hat sie durch ihre Ver-

treter in den Jahren 1909 und 1910 mit Ausnahme der Wintermonate graben lassen. Die Arbeiten wurden sehr geheimnisvoll betrieben. Weder in Jerusalem noch in England drangen zuverlässige Nachrichten über den Zweck oder über den Erfolg an die Oeffentlichkeit. Schon im Anfang des Jahres 1910 sah sich der Londoner Palestine Exploration Fund veranlaßt zu erklären, daß er mit dem Unternehmen gar nichts zu tun habe, und zugleich darauf aufmerksam zu machen, daß irgend ein Fachgelehrter sicherem Vernehmen nach zu den Ausgrabungen überhaupt nicht hinzugezogen wäre. Wir sind daher über die von den Engländern ausgeführten Arbeiten nur auf Vermutungen angewiesen, die jedoch mit Rücksicht auf den Zweck und den Ausgang des Unternehmens leicht ausgesprochen werden können. Die Schatzgräber werden versucht haben, von Süden her in den Bezirk des Haram unterirdisch einzudringen. Dazu ist aber erforderlich, daß sie die aus sehr großen und dicken Steinen bestehende Ringmauer des Haram durchbrachen. Ob ihnen das wirklich gelungen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Nachrichten aus Jerusalem reden freilich davon, daß im Frühling dieses Jahres kurz vor dem plötzlichen Abbruch der Untersuchungen unter dem Boden des Haram gearbeitet worden sei. Wenn sie richtig sind, so müßte man allerdings annehmen, daß sich die Schatzgräber unterirdisch einen Weg bis in das Innere des Haram bahnen wollten. Jedenfalls werden sie eingesehen haben, daß sie auf diese Weise doch nicht bis in die Höhlungen unterhalb des Felsendoms gelangen konnten. Denn die Entfernung von der südlichen Ringmauer bis zur Mitte des Felsendoms beträgt etwa 250 Meter, und der Untergrund besteht zum größten Teil aus festem Gestein.

Die Leiter des Unternehmens beschlossen daher, ihre Zuflucht zu dem berüchtigten Bachschisch zu nehmen und dadurch rascher an ihr Ziel zu gelangen. Damit beginnt der aufregende Schlußakt des ganzen Abenteuers. Die Schatzgräber bestachen den Schech des Harams, den obersten Aufsichtsbeamten. Dieser ließ sie mit ihren Arbeitern im Dunkel der Nacht den heiligen Bezirk betreten und ermöglichte ihnen, in der bekannten, allen Besuchern zugänglichen Grotte unter dem heiligen Felsen des Domes ihre Untersuchungen fortzusetzen. Sie hoben eine der Marmorplatten des Bodens auf und konnten nun in die Kanäle und Höhlungen, die sich seit alter Zeit im Innern des Berges befinden, eindringen. Mehrere Nächte haben sie dort gesucht und gearbeitet, bis ihnen der heilige Boden unter den Füßen doch zu heiß wurde, sei es daß der bestochene Schech selbst das heimliche Treiben nicht länger decken konnte oder daß die Nachbaren des Haram auf die nächtlichen Arbeiten aufmerksam geworden waren. Am Ostermontag (17. April) in aller Frühe dampften die englischen Unternehmer mit ihren Arbeitern in einem Extrazug aus Jerusalem nach Jafa ab. Auf dem dortigen türkischen Zollamt sollen ihre Kisten untersucht, aber von dem vermuteten Raub soll nichts gefunden worden sein. Die Yacht, die ihrer auf der Reede wartete, bot den Flüchtlingen eine sichere Zuflucht.

Die Aufregung, die sich nun der Bewohner Jerusalems bemächtigte, war ungeheuer. Die Muslimen waren ergrimmt über die rücksichtslose Verletzung ihres hochangesehenen Heiligtums durch christliche Europäer; man begriff nicht, wie sich diese Dinge unter den Augen der Behörde hätten zutragen können, und schalt auf den Pascha und die Wächter des Heiligtums. Ein besonderer Umstand ließ jedoch die Aufregung zu einer wirklichen Gefahr, wenn auch nur für kurze Zeit, anwachsen. Um die Osterzeit pflegen sich in Jerusalem nicht nur christliche, sondern auch muslimische Pilger zu versammeln. Sie unternehmen am Karfreitag Nachmittag, verstärkt durch zahlreiche Bewohner Jerusalems, einen feierlichen Zug nach dem Heiligtum (Grabe) des „Propheten Moses“, Nebi Musa, das östlich von Jerusalem oberhalb des Toten Meeres liegt, und halten sich einige Tage dort auf. Auch zu ihnen drang die Kunde von den unerhörten Ereignissen in Jerusalem und wirkte unter der an sich schon religiös erregten Menge wie ein Funke, der auf Zunder fällt. Die Derwische setzten sich an ihre Spitze, die Trommeln und Pauken wurden geschlagen. In großen Haufen kehrten sie nach Jerusalem zurück und sammelten sich auf dem heiligen Platz, dem Haram. Der Eine erzählte dem Andern: die Engländer haben die Krone und das Siegel Salomos (mit dem er einst die Dämonen in seinen Dienst gezwungen haben soll), auch den Bart des Propheten Muhammed und Schätze an Gold und Edelsteinen gestohlen. Die Menge redete und schrie sich in eine fanatische Stimmung hinein und strömte gewaltig lärmend aus den Toren des Platzes in die Stadt. Die Polizei ermahnte vergeblich zur Ruhe, sie war machtlos. Da trat eine Abteilung Soldaten dem Menschenstrom entgegen. Der Anblick der Waffen verbreitete großen Schrecken, die tobenden Haufen suchten sich schleunigst in Sicherheit zu bringen und flüchteten ängstlich in die nächsten Straßen. Die Furcht sprang auf deren Bewohner über; sie glaubten, die schrecklichen Stunden einer Plünderung und eines Gemetzels brächen über Jerusalem an. Man schloß die Kaufläden und zog sich in das Innere der Häuser zurück. Doch gelang es der Polizei und dem Militär, binnen kurzer Zeit die Angst zu besiegen und das Vertrauen zur Ordnung wieder herzustellen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Aufregung allgemein wurde und anhielt. Auch die Christen und Juden, die jetzt die Mehrzahl der Einwohner Jerusalems bilden, waren empört über diese plötzliche Entschleierung der so geheimnisvoll betriebenen Grabungen. „Die Aufregung“ — so schrieb man mir Mitte Mai aus Jerusalem — „ist noch immer die gleiche.“ Der für die Ordnung auf dem Haram verantwortliche Schech wurde ins Gefängnis gesetzt. Auf eine Beschwerde bei der Regierung und dem Parlament in Konstantinopel sagte der Minister strenge Untersuchung zu. Anfang Mai traf auch eine Regierungskommission in Jerusalem ein; sie soll Anklage auf Verletzung des Altertümergesetzes erhoben haben. Zwei der höchsten Beamten in Jerusalem sind dem Vernehmen nach durch den Minister abgesetzt worden.

2

Einige Worte über die Oertlichkeit und über die Aussicht auf dortige Funde mögen die Ereignisse erläutern. Der heilige Felsen bildet bekanntlich den Mittelpunkt des prächtigen Felsendoms, den der Chalif Abd el-Melik 691 nach Christus durch griechische Baumeister aufführen ließ. Während der Felsen durch ein Gitter vor jeder Berührung von unheiligen Händen geschützt wird, ist die unter ihm befindliche, weißgetünchte Grotte durch einige Stufen zugänglich. Wenn man an die Wände klopft oder auf den Fußboden stößt, klingt es hohl; das ist sicherlich ein Beweis davon, daß im Innern des Berges große Höhlungen vorhanden sind. In dem Kreidekalkgebirge des heiligen Landes ist das nichts Auffallendes, aber an dieser Stelle haftet ein besonderes Interesse daran, weil der heilige Felsen nach der Annahme vieler Forscher die Stätte des Brandopferaltares vor dem salomonischen Tempel bezeichnet und hier für die zahlreichen Blut-, Wein- und Wasserspenden, die an ihm ausgegossen wurden, auch für die mancherlei Abfälle notwendig ein Schacht vorhanden sein mußte, durch den diese Dinge in die Tiefe hinabsanken. Das Alte Testament erwähnt nichts davon; der Schacht, der vielleicht 2. Sam. 5, 8 erwähnt ist — Luther hat das fragliche Wort mit Dachrinne übersetzt — darf mit diesen Kanälen und Gängen nicht in Beziehung gesetzt werden; er ist mehr als 500 Meter von dem heiligen Felsen entfernt und gehört zur „Davidstadt“, zur Residenz Davids, nicht zur Residenz Salomos, die den Tempel mit umfaßte. Im Thalmud ist dagegen öfter davon die Rede, jedoch niemals in Form einer genauen Beschreibung, so daß wir uns ein Bild von den unterirdischen Schächten und Kanälen machen könnten. Gegenwärtig liegen nur zwei Spuren davon zu Tage: die eine ist ein Loch in der Decke der Grotte, das den ganzen heiligen Felsen nach oben hin durchbohrt, so daß auch von oben her das Tageslicht in die Grotte dringt; die andere ist eine Oeffnung in ihrem Boden, die jetzt durch eine Marmorplatte verdeckt ist und nach unten zu sich in einem Schacht oder einer Höhle fortsetzen soll, die gegenwärtig „Seelenbrunnen“ genannt wird, weil sich die Seelen der Verstorbenen dort zweimal in der Woche zum Gebet versammeln, wie die Muslimen sagen. In diese Schächte oder Gänge sind die englischen Schatzgräber

eingedrungen. Man wußte über sie bisher nichts Sicheres. Wir besitzen freilich ein Werk über Jerusalem, dessen Verfasser dem Anschein nach auch über diese Dinge unterrichtet war, nämlich das Buch des italienischen Ingenieurs Ermete Pierotti, der in der Zeit von 1854—1862 über sehr günstige Gelegenheiten zu Untersuchungen in Jerusalem verfügte: Jerusalem explored, London 1864 (französisch Paris 1876). Es gibt von dem Kanal aus der Grotte ins Kidrontal sogar eine Zeichnung. Aber leider verdient sein Buch kein Vertrauen. Unterrichtete Zeugen seiner Arbeiten in Jerusalem haben mir bestimmt versichert, daß er nicht nur zeichnete, was er gesehen und gemessen hatte, sondern auch was er sich dachte. Es ist demnach eine völlig unbekannte Gegend, in die die englischen Unternehmer dieser Raubgrabung vorgedrungen sind.

Nun bleibt noch die letzte Frage, die Frage nach den gesuchten Schätzen: Gesetzestafeln des Moses, Bundeslade, Tempelarchiv, Tempelschätze! Wenn das Buch des Propheten Hesekiel über den Verbleib dieser Dinge Auskunft geben soll, so ergibt sich zweifellos, daß in diesem Falle an die Schätze des ersten, von Salomo gebauten Tempels gedacht worden ist, der 586 vor Chr. durch die Babylonier unter Nebukadnezar II. zerstört wurde. Ueber die Kleinodien des herodianischen, von den Römern zerstörten Tempels zu reden, ist daher in diesem Zusammenhange überflüssig, und nur beiläufig mag darauf hingewiesen werden, daß uns Josephus in seiner Geschichte des jüdischen Krieges verschiedene merkwürdige Nachrichten darüber mitgeteilt hat, in denen auch die unterirdischen Gänge des Tempelplatzes erwähnt werden (Buch 6, Kap. 4—9). Offenbar haben die wichtigen Entdeckungen, die uns die letzten Jahrzehnte in Babylonien und Aegypten gebracht haben, Entdeckungen, aus denen sich nach und nach das Wesen einer längst untergegangenen Kultur wieder erkennen läßt, den Wunsch mächtig belebt, in ähnlicher Weise auch für das biblische Altertum die Sachen dem uns überlieferten Worte hinzufügen zu können. Wer möchte diesen Wunsch nicht teilen? Und verschiedene Nationen, darunter auch wir Deutsche, sind schon seit längerer Zeit mit dem Versuche beschäftigt, den Boden Palästinas mit Spaten und Hacke zu fragen, ob sein Schutt uns nicht vollständiger über die alte Kultur des Landes unterrichten kann, als wir sie jetzt aus den schriftlichen Ueberlieferungen kennen. Die bisherigen Ergebnisse haben schon überaus wichtige Belehrungen zu Tage gefördert und werden sicherlich noch mehr Ueberraschungen darbieten. Aber sie sind nicht dazu angetan, solche phantastischen Pläne, wie sie bei dieser Gelegenheit geäußert wurden, zu nähren. Der Boden des Landes ist durch das dort herrschende wechselvolle Klima nicht dazu geeignet, die in ihm versteckten Gegenstände, wenn sie an sich nicht dauerhaft sind (Stein, Ton), unversehrt zu bewahren. Aegypten bietet mit seinem trockenen Klima dafür viel günstigere Bedingungen. Beschriebene Tontafeln in der Menge, wie sie die Länder des Euphrat und Tigris uns geliefert haben, sind in Palästina nicht zu erwarten, weil die Kultur des Landes eine andere war. Was nun insbesondere die oben genannten Altertümer betrifft, so darf es wohl zunächst als ausgeschlossen gelten, daß sich von den Schriftstücken des Tempelarchivs in der Erde irgend etwas erhalten hat. Wenn sie irgend eine Hand in den unterirdischen Kanälen des Tempelberges verborgen hätte, so sind sie längst vermodert oder auf andere Weise zu Grunde gegangen. Uebrigens *wissen* wir von einem Archiv des alten Tempels nichts, noch weniger daß es irgendwo versteckt worden sei. Die kostbaren Geräte des ersten Tempels sind teils schon 597, teils 586, von den Babyloniern zerschlagen oder geraubt, wie 2. Könige 24, 13 und 25, 13—17 erzählt wird. Einiges davon soll nach Esra 1, 7 ff. von Cyrus den Juden zurückgegeben worden sein. Aber von einem Verbergen der Geräte findet sich kein Wort. Erst das zweite Makkabäerbuch weiß Kap. 2, 4—8 davon zu erzählen, daß der Prophet Jeremia nach der Zerstörung Jerusalems die Stiftshütte, die Bundeslade und den Räucheraltar in einer Höhle des Berges Nebo im Ostjordanlande versteckt habe. Diese Angabe kann durch ihr Alter keinen Eindruck machen, da das zweite Makkabäerbuch nicht vor dem Ende des letzten vorchristlichen Jahrhunderts entstanden ist; sie läßt sich aber auch mit den Nachrichten des Jeremiabuches (Kap. 36—40) nicht in Einklang bringen, nach denen Jeremia bis zur Eroberung Jerusalems gefangen gehalten und dann dem Gedalja übergeben wurde. Eine andere jüdische Sage will freilich wissen, daß Jeremia die Bundeslade damals unter dem heiligen Felsen in Jerusalem versteckt habe, und nach den Samaritanern soll sie im Berge Garizim bei Sichem verborgen sein. Alle diese Sagen sind nur Versuche, für das rätselhafte Verschwinden der Lade eine Erklärung zu geben. Sie sind sämtlich späten Ursprungs und verdienen keinen Glauben. Wie man in prophetischen Kreisen über den Verlust der Lade Jahves dachte, zeigen uns die Worte Jerem. 3, 16 f: [In Zukunft] „wird man nicht mehr sagen: Die Lade mit dem Gesetze Jahves! sie wird Niemandem mehr in den Sinn kommen, noch wird man ihrer gedenken noch sie vermissen noch sie wieder anfertigen, sondern man wird zu jener Zeit Jerusalem »Thron Jahves« nennen, und alle Völker werden sich dorthin versammeln."

Die Suche nach der Bundeslade scheint in Schweden besonders beliebt zu sein. Im Jahre 1881 hielt sich ein schwedischer Ingenieur mehrere Monate in Jerusalem auf, um nach dem Verbleib der Bundeslade zu forschen. Er suchte sie in der Hakeldama genannten Stätte (vgl. Apostelgesch. 1, 19) — unter Moder und Leichen, und er fand nichts von dem, was er suchte. So wird es den englischen Schatzgräbern auch gegangen sein. Es mag ihnen im Süden des Haram oder auch unter den heiligen Felsen schon Etwas in die Hände gefallen sein; aber von dem, was sie finden *wollten*, werden sie nichts gefunden haben! Guthe

---

Der Internationale Guttemplertag in Hamburg

„Es ist doch ein Riesenerfolg, daß es gelungen ist, eine Millionenstadt eine Woche lang im Banne des Abstinenzgedankens zu halten." Mit den Worten begrüßte mich der Generalsekretär des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, als wir uns in dem prächtigen Hörsaal des mit hamburgischer Großzügigkeit angelegten staatlichen Vorlesungsgebäudes begegneten. In der Tat, wer eine Ahnung davon hat, wie schwer es ist, im geschäftlichen Getriebe einer modernen Weltstadt den Forderungen einer rein ethischen Reformbewegung Gehör zu verschaffen, der muß die Veranstaltung des internationalen Guttemplertages als eine organisatorische Meisterleistung anerkennen. Man hatte die Tagung der Weltloge des Internationalen Guttemplerordens, zu der sich etwa 140 Ausländer als Vertreter der angelsächsischen und skandinavischen Großlogen eingefunden hatten, mit außerordentlicher Geschicklichkeit benutzt, um eine äußerst wirksame Demonstration für die Totalabstinenz zu veranstalten.

Mit einem Begrüßungsabend, der die vornehmen Räume der über 2000 Personen fassenden Laeißhalle am Holstenplatz bis auf den letzten Platz füllte, wurde am Sonnabend vor Pfingsten die Tagung eröffnet. Der regierende Bürgermeister Dr. Predöhl, sowie der Syndikus Dr. Bühl und mehrere andere Vertreter des Senats waren dazu erschienen. Ansprachen wurden gehalten von dem Leiter des deutschen Ordenszweiges Großtempler Blume, der ein Wachsen der deutschen Großloge auf über 50000 Mitglieder feststellen konnte, von dem Syndikus, der der Arbeit des Ordens wärmste Anerkennung zollte, dem Ordenschef Reichstagsabgeordneten Wawrinsky aus Schweden, dem Vorsitzenden des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke Senatspräsidenten von Strauß und Torney und last not least von dem Vorsitzenden des Hamburgischen Zentralverbandes gegen den Alkoholismus, dem Verfasser von „Helmut Harringa", Dr. Popert, der von stürmischem Beifall begrüßt den Guttemplerorden mit seiner straffen Organisation als die schneidigste Waffe gegen das volksvergiftende Alkoholkapital pries.

In die breitere Oeffentlichkeit trat der Guttemplertag mit der Eröffnung der Antialkoholausstellung in der mächtigen Halle des Velodroms am Pfingstmontag, bei der ebenfalls der Hamburgische Senat offiziell vertreten war. Hier war der Versuch gemacht, durch graphische Darstellungen aller Art, durch Modelle

und Photographien den Umfang des Alkoholismus und die zu seiner Bekämpfung geleistete Arbeit zur Darstellung zu bringen. Besonderes Interesse erregte die Abteilung „Hausfleißausstellung“, in der Gegenstände ausgelegt waren, die Guttempler in ihren Mußestunden angefertigt hatten. Manches wirkliche Kunstwerk war darunter und legte Zeugnis davon ab, wie viele wertvolle Kräfte frei werden, wo der lähmende Bann der Trinksitte gebrochen ist. Die Ausstellung erfreute sich einer stets wachsenden Anziehungkraft und zählte am Trinitatissonntag 20000 Besucher. Für jeden Tag waren mehrere Führungen vorgesehen, bei denen von sachkundiger Seite das Material erklärt wurde. So diente die Ausstellung zur Illustration der Vorträge, die am Sonnabend vor Pfingsten und von Dienstag bis Donnerstag der Pfingstwoche durch Autoritäten auf dem Gebiet der Alkoholforschung wie Bunge, Kräpelin, Gruber, Holitscher u. A. im staatlichen Vorlesungsgebäude gehalten wurden. Scharrelmann und Professor Weber-Jena führten über die einseitig hygienische Betrachtung der Alkoholfrage hinaus und setzten die Abstinenzbewegung in Beziehung zu den pädagogischen Reformbewegungen.

Rechneten diese Vorlesungen im Wesentlichen auf eine gebildete Zuhörerschaft, so wandten sich die vierzehn Volksunterhaltungsabende, die am Freitag der Pfingstwoche in den verschiedensten Stadtteilen veranstaltet wurden, in erster Linie an die Massen. Und fast sämtliche Säle waren überfüllt. Nach ungefährer Schätzung haben etwa 8000 Außenstehende die Veranstaltungen besucht und von diesen haben sich 2500 in die ausgelegten Interessentenlisten eingetragen mit dem Wunsche, weitere Aufklärungen über den Guttemplerorden zu erhalten. Neben diesen Volksunterhaltungsabenden dienten mehrere Festlichkeiten dazu, größere Massen heranzuziehen und ihnen einen Eindruck von Geselligkeit ohne Alkohol zu vermitteln.

Aus der Fülle der Veranstaltungen heben sich zwei Unternehmungen besonders charakteristisch heraus: der Kindertag und der Frauentag. Der Pfingstdienstag war den Kindern gewidmet. Etwa 1500 auswärtige Jung- und Wehrtempler — Mitglieder der Jugendlogen im Alter von 10 bis 14 und der Wehrlogen im Alter von 14 bis 18 Jahren — waren in Hamburg zusammengeströmt und teilweise in Privatquartieren, zum größeren Teil aber in drei für diesen Zweck zur Verfügung gestellten Volksschulen untergebracht. Am genannten Tage stellten sie sich mit ebenso vielen jugendlichen Ordensmitgliedern aus Hamburg-Altona zusammen zum Festzuge auf, der mit achtzig Bannern und einer Anzahl von Trommler- und Pfeiferkorps sich durch die mit Tausenden von Zuschauern besetzten Straßen zum Hafen bewegte, woselbst zwölf Dampfer die Scharen der Jungen und Alten aufnahmen und sie nach einer kurzen Hafenrundfahrt alle abwärts nach Blankenese, Falkenthal, Wittenbergen und Schulau führten. Dort verging nach reichlicher Bewirtung bei Spielen und Tänzen im Grünen der Nachmittag, aber die flüchtigen Stunden werden in den jungen Gemütern ein sonniges Erinnerungsbild hinterlassen, das sie bei dem Orden festhält, der ihnen diesen Tag bereitet hat. Der Frauentag fiel auf den Montag der Trinitatiswoche. Vormittags wurden in verschiedenen Schulen und Seminaren von Frauen Vorträge gehalten über das Thema: Welche Bedeutung hat die Alkoholfrage für die Frau? Zu gleicher Zeit wurden von Frauen und Mädchen 100000 Flugblätter verteilt. Den Höhepunkt des Tages bildete ein Vortrag von Fräulein stud. phil. Kniebe aus Göttingen im staatlichen Vorlesungsgebäude: „Wie kann eine Lehrerin ihren Schülerinnen die Bedeutung der Alkoholfrage nahe bringen?“ Durch einen Unterhaltungsabend in der Laeißhalle fand die geschickt redigierte Veranstaltung einen harmonischen Ausklang.

Mein Bericht würde unvollständig sein, wenn er den stark besuchten Festgottesdienst am Trinitatissonntag unerwähnt lassen wollte, für den die prächtige Petrikirche in liebenswürdigem Entgegenkommen zur Verfügung gestellt war. Er ist von vielen Teilnehmern als ein Höhepunkt der ganzen Tagung bezeichnet worden. Bedeutungsvoll ist er als Symptom für die Stellung des Ordens der Kirche gegenüber. Daß die Festleitung — ausgerechnet in Hamburg! — ihn in das Programm aufzunehmen wagen konnte, ohne einen Mißerfolg fürchten zu müssen, zeigt zur Genüge, wie unberechtigt das Mißtrauen kirchlicher Kreise gegen den Guttemplerorden ist. Freilich wäre so etwas unmöglich gewesen, wenn nicht eine Anzahl Pastoren den Mut gefunden hätte, diesem kirchlichen Mißtrauen zum Trotz sich dem Orden anzuschließen. In diesem Falle trifft das etwas einseitig zugespitzte Wort Traubs zu: Wer der Kirche dienen will, der wirke in der Welt.

Das Gelingen der großzügig gedachten Tagung ist in erster Linie der Kühnheit und Geschicklichkeit des gegenwärtigen Führers der deutschen Guttempler, Großtempler Blume zu danken, der sich längst als genialer Organisator erwiesen hat. Aber auch seiner fortreißenden Initiative wäre der große Wurf nie gelungen ohne die Fülle organisatorischer Kleinarbeit, die in den mehr als 1200 deutschen Logen jahraus jahrein von opferfreudigen Männern und Frauen geleistet wird. Wer auf die Massen Einfluß gewinnen will, darf sich nicht für zu groß halten, seine Zeit und Kraft auf die Kleinigkeiten zu verwenden, aus denen sich das Leben der Durchschnittsmenschen zusammensetzt. Auf manchen Verdruß und manche Enttäuschung muß er gefaßt sein und darf sich manche scheinbar vergeudete Stunde nicht reuen lassen. Dazu gehört ein nicht gewöhnliches Maß von Selbstlosigkeit. Der Tieferblickende erkennt daher hinter der organisatorischen Kleinarbeit, wie sie in den Guttemplerlogen geleistet wird, den gewaltigen Idealismus christlicher Nächstenliebe, — einer Nächstenliebe ohne kirchliches Gepräge, aber mit starker persönlicher Note.

Unsere Zeit weist Degenerations- und Regenerationserscheinungen in seltsamer Mischung auf. Optimisten wie Pessimisten können ihre Prognose für die Entwicklung unsers Volkslebens mit gleicher Wahrscheinlichkeit daraus begründen. Aber mag man viele Regenerationserscheinungen als krampfhafte Reaktionen des kranken Volkskörpers gegen seine unaufhaltsam fortschreitende Zersetzung nicht ernst nehmen, — die Kraft und Tiefe der Abstinenzbewegung wird man anerkennen müssen. Und wer den Internationalen Guttemplertag in Hamburg mitgemacht hat, kann nicht anders als mit zuversichtlichem Optimismus in die Zukunft blicken. Rolffs

---

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Zu dem Artikel Eine Argonautenfahrt wird man gerne vergleichen, was Lepsius in seiner Zeitschrift „Der Christliche Orient“ (Potsdam, Verlag der deutschen Orientmission) im 6. Heft d. Js. über den geheimnisvollen Schatz schreibt. Rohrbach war an jenem Karfreitag in Jerusalem; er kann den Inhalt unsers obigen Artikels nur bestätigen. —

Eine betrübende Sache scheint uns der Streit über Burnands Gleichnisbilder. Professor Weizsäcker in Stuttgart wird in unserm Blatte eingehender davon handeln. Heute veröffentlichen wir auf Wunsch folgende Zuschrift von Herrn Lic. Rudolf Günther in Marburg:

„Zur Burnanddebatte. In Nr. 26, Sp. 621 verweist D. Koch mich auf »die eigenartige, bis jetzt ungewöhnliche Methode, daß Spitta seine auch mit groben Irrtümern versehene Broschüre an die Konsistorien sandte«, um gegen Koch und seine Freunde »mobil zu machen«. Auf meine Anfrage habe ich von Spitta folgenden Bescheid erhalten, den ich zur Richtigstellung mitteile: „Der Verleger hat wie bei den Buchhändlern so bei den kirchlichen Behörden einen sogenannten »Waschzettel« herumgeschickt. Ich habe ihm die Sache überlassen, aber bemerkt, man dürfe von den kirchlichen Behörden nicht erbitten, daß sie in ihren Amtsblättern die Schrift anzeigten, sondern könne höchstens sagen, daß man bäte, auf die ihnen geeignet scheinende Weise auf die Schrift aufmerksam zu machen. Nicht eine der Antworten, die dem Verleger zugegangen sind, läßt vermuten, daß die Behörden die Zusendung als eine Mobilmachung empfunden hätten.“ Ich bin auf die Flugschrift D. Kochs nicht eingegangen, da ich dessen ehrenrührige Vorwürfe gegen Spitta nicht durch die Christliche Welt verbreiten wollte, ehe der Angegriffene selbst sich dazu geäußert hätte. Ob meine Behauptung richtig ist, daß D. Koch in seiner Gegenschrift eine persönliche Fehde eröffnet habe, überlasse ich dem Urteil der Leser, welche sich die Mühe nehmen, die beiden Schriften zu vergleichen. Spitta hat von einer Antwort an D. Koch abgesehen; eine solche ist ihm auch durch den Charakter der Gegenschrift unmöglich gemacht.“ —

Herr Professor D. Th. Häring in Tübingen schreibt uns:

„Zu dem Artikel Missionsprobleme in Nr. 25 bemerke ich:

„1. Auf die Begründung der Missionspflicht in der erfahrenen Erlösung ist in meiner Ethik (zweite Auflage) S. 456 ausdrücklich hingewiesen; und daß die „dankbare Freude an der Mission“ nicht die tatlose, sondern zur Tat drängende ist, geht aus allen Grundgedanken dieses Buchs klar hervor.

„2. In meiner Dogmatik ist vom Christentum als Erlösungsreligion in dem vermißten Sinn aufs deutlichste die Rede, sofort S. 48 ff., aber immer wieder, z. B. vergl. bei den Ausführungen über die Rechtfertigung oder Mystik, und in der ganzen Eschatologie.

„3. Wiederholt habe ich Vorlesungen über die evangelische Mission gehalten.“ —

Das Protokoll des 22. Evangelisch-sozialen Kongresses ist mit bewundernswerter Promptheit erschienen. 163 S. 2 Mk. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Vgl. unsre Artikel in Nr. 25 und 26. Auch das Doppel-Protokoll der beiden bisherigen Konferenzen für Gemeindearbeit wurde soeben ausgegeben: Verhandlungen der ersten und zweiten Konferenz für evangelische Gemeindearbeit am 5. und 6. April in Braunschweig, am 25. und 26. April in Darmstadt. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung. 100 S. Vorzugspreis für Mitglieder 1 Mk. (Meldungen an Pfarrer Stock in Großlichterfelde, Jahresbeitrag 3,05 Mk.) Das Heft enthält Vorträge von Droß, Niebergall, Rendtorff, Ruckteschell, Schian, Smend, Stock; dazu Auszüge aus den Diskussionsreden. Vgl. unsre Artikel 1910 Nr. 17 und 1911 Nr. 19f. —

Von Jatho-Sachen wollten wir heut an dieser Stelle schweigen. Aber die Kreuzzeitung zwingt uns, noch ein Wort zu sagen. Sie schreibt in Nr. 323 M. in einer Polemik gegen den Berliner Oberkirchenrat: „Hat er nicht allzu lange die Zügel am Boden schleifen lassen, so daß der kirchliche Radikalismus sich immer ungescheuter als völlig gleichberechtigt in der preußischen Landeskirche betrachten konnte, daß sich in der christlichen Welt schon Stimmen hervorwagten, die offen den alten Bibelglauben für überwunden und daher unberechtigt, und den Materialismus in der evangelischen Kirche als allein berechtigt proklamieren durften?“ Dies geht doch weit über das hinaus, was eine kirchlich-konservative Presse auch in der größten Siedehitze zu schreiben sich erlauben darf. Wir nehmen durchaus an, daß bei der klein geschriebenen „christlichen Welt“ nicht an unser Blatt gedacht ist. Aber die Kreuzzeitung möge Rede und Antwort stehn, wo in der evangelischen Christenheit jemals etwas so Sinnloses und Gottloses auch nur annähernd geschehen sei.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Freunde der Christlichen Welt in Südholstein. Montag 7. August 4 Uhr im Kaiserhof: Caesarologie und Christologie. Pastor Petersen-Ottensen.

Freunde der Christlichen Welt

2.—4. Oktober **Goslar** Hotel Achtermann

Montag 2. Oktober abends 1/2 7 Uhr: **Neue Ansätze in der konservativen Dogmatik und ihre Bedeutung.** Professor Stephan aus Marburg.

Dienstag 3. Oktober vormittags 9 Uhr: **Die Seele des Verbrechers und das Problem des Bösen im Menschen.** Pfarrer Philippi aus Wiesbaden und Professor Kattenbusch aus Halle. — Nachmittags 6 Uhr: **Die Gesamtlage unsrer Kirche mit besondrer Rücksicht auf ihre Verfassung.** Pfarrer Foerster aus Frankfurt a. M.

Mittwoch 4. Oktober vormittags 9 Uhr: Ordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

In der Gemeinde **Wolfsberg** im Lavanttal (Kärnten) kommt die Stelle eines **Personal-Vikars** zur Besetzung. — Eventuelle Bewerber mögen ihre Kompetenzgesuche bis längstens 15. August 1911 an den Kurator, Herrn Dr. **W. O. Jutmann**, Rechtsanwalt in Wolfsberg im Lavanttal einsenden, welcher zu Auskünften gerne bereit ist.

Stud. jur. 1. Semester, im Unterrichten bewährt, zum Verdienen genötigt, sucht Stellung als Hauslehrer. Referenzen.
Pastor Diestel
Grunewald-Berlin

Student der **Theologie** sucht für die Universitätsferien Stelle als **Reisebegleiter** oder **Hauslehrer**. Angebote erbeten unter **R. M.** an die Redaktion dieses Blattes.

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent **Kling**

Harmoniums
beste Fabrikate · 6 M. monatlich
Catalog gratis.
E. Roggenbauch
STUTTGART.

Versammlungskalender

19. Juli—3. Aug.	Casseler Fröbelkursus Cassel
3.—10. August	Kursus für Religionswissenschaft und Religionsunterricht Jena
20.—24. „	Reformierter Bund Detmold
28. Aug. bis 2. Sept.	Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz Upsala
18. Sept.—15. Okt.	Ausbildungskursus für Jugendvereinsleiter Hamburg

Verlag von Georg D. W. Callwey, München

Napoleon Bonaparte

Eine Bühnendichtung in zwei Teilen
von **Carl Hauptmann**

I. Teil: Bürger Bonaparte. II. Teil: Kaiser Napoleon
Jeder Band geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.50

„. . . Besonders zu erwähnen ist, mit welcher Gerechtigkeit und Liebe jene großen historischen Persönlichkeiten gestaltet sind, z. B. der preußische König; mit welchem großen klugen Ueberblick die weltgeschichtlichen Verwicklungen und Ergebnisse geschildert sind. Der Dichter bereitet uns geschichtliche Offenbarungen. Napoleon selbst erscheint in einem neuen Lichte edler Menschlichkeit.“ (Die Lese)

Soeben ist erschienen:

Der geschichtliche Jesus

Eine allgemeinverständliche Untersuchung der Frage:
hat Jesus gelebt, und was wollte er?

von

Univ.-Prof. Carl Clemen in Bonn

Geh. Mk. 2.—. Oktav 8 Bogen. Geb. Mk. 2.70

Ein vorzügliches Buch! Mit Spannung habe ichs gelesen, und mit größter Befriedigung und mit herzlicher Dankbarkeit für den Verfasser ward ich erfüllt. Jedem Gebildeten empfehle ich die Lektüre des Buches dringend.

Ein bedeutendes Buch! Die Frage, ob es wirklich den Jesus gegeben habe, den wir als Stifter des Christentums verehren, ist endgültig beantwortet. (Hambg. Fremd.-Bl.)

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

Verlag von Helbing und Lichtenhahn in Basel

Unsere Kirche worauf sie ruht und was sie soll.

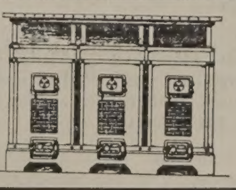
Vier Vorträge zur Besinnung und Verständigung
Herausgegeben von den Freunden der Neuen Wege in Basel

Inhalt:
Prof. Leonhard Ragaz: Was ist uns Jesus Christus?
Prof. D. Paul Wernle: Warum nennen wir uns Protestanten?
Pfarrer Theodor Schmidt: Kirche und soziale Frage.
Pfarrer Lic. Rudolf Liechtenhan: Kirche, Kirchliche Parteien und Reich Gottes.

Die hier vereinigten vier Vorträge sind während des letzten Winters in Basel gehalten worden. Den äußern Anlaß zu einem Heraustreten vor ein größeres Publikum und zur Wahl gerade dieser Vortragsgegenstände bot die damals bevorstehende, jetzt vollzogene Umwandlung der evangelisch-reformierten Landeskirche Basels in eine freie Volkskirche. Dazu kam die Erregung, die in weiten Kreisen unseres Volkes durch „Christusmythe“, Borromäus-Enzyklika und andere Erscheinungen der neuesten Zeit hervorgerufen war. In einem solchen Augenblick schien eine unbefangene Würdigung der Grundlagen und Aufgaben unserer Kirche besonders wünschenswert.

Preis Mk. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom Verlag. (Adresse für Deutschland St. Ludwig i. E.



Der **größte Heizeffekt** bei sparsamstem Material-Verbrauch wird erzielt mit **Viktoria-Kirchenöfen** und **Viktoria-Frischluftheizungen für Kirchen und Säle**
Ofenfabrik Weißenburg
G. m. b. H.
Thal in Thüringen

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten.
Prachtkatalog M 6 gratis. Großer Umsatz. **Günstige Bezugsquelle.**
Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Unter der Presse:

Die Bedeutung der Geschichtlichkeit Jesu für den Glauben

Von

Ernst Troeltsch

ca. 1 Mark

Der Verfasser beleuchtet die Lage des Problems der Christusverehrung von den schärfsten Konsequenzen der historisch-kritischen Forschung her, die in der Behauptung von der Nichtexistenz oder Unerkennbarkeit Jesu zum Ausdruck kommen. Er untersucht die Lösung, welche den Inhalt des christlichen Gottesglaubens von jeder wesentlichen Beziehung auf die Geschichte befreien will und findet das aus sozialpolitischen Gründen unmöglich. Kultgemeinschaft verlangt die Beziehung auf die Person Jesu und es kann sich nur um die Gestaltung der Art dieser Beziehung, nicht um den Verzicht auf sie handeln.

Zum Fall Jatho

Professor D. **Otto Baumgarten**

berichtet in der von ihm geschriebenen

Juli-Chronik der **„Evangelischen Freiheit“**

über den

Jatho-Prozess

Ergreifenderes dürfte darüber kaum geschrieben werden können.

Der Verlag stellt einen **Sonderdruck** der

Juli-Chronik

jedem Interessenten unentgeltlich zur Verfügung.

Reine Lehre

eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts

Von

Martin Rade

8. 48. S. 1900. Mk. —.80

(Hefte zur Christlichen Welt 43)

Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands

Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evangelischen Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz

Herausgegeben von

Lic. **H. Mulert**

Privatdozent in Halle a. S.

Zweite Ausgabe mit einem Nachtrag

8. 1906. Mk. 1.—

Wahrhaftigkeit und Lehrverpflichtung

Von

Lic. **H. Mulert**

8. 1911. Mk. 1.50

Die Schrift ist vor dem Falle Jatho geschrieben; das kommt ihrer Objektivität und Unbefangenheit zu gute. Alle durch die Sache Jatho aufgewühlten Fragen werden in ruhiger Weise durchgesprochen, Vorschläge gemacht und Lösungen versucht, um aus der kirchlichen Schwierigkeit herauszukommen. Einen Partei-Standpunkt will die Schrift ablehnen; doch ist sie aus den Nöten des modernen Theologen heraus geschrieben. Kirchliche Gegenwart 1911 Nr. 11.

Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant

Von

E. Katzer

8. 1903. Mk. 1.—

Das Problem der Lehrfreiheit

Von

M. Wentscher

8. 1907. Mk. —.50

(Hefte zur Christlichen Welt 60)

Weshalb wir in der Kirche bleiben!

Ein Wort zur Verständigung an die Veranstalter und Besucher der landeskirchlichen Versammlung in Berlin und ihre Gesinnungsgenossen in den deutschen evangelischen Landeskirchen

Von

E. Förster

8. 1905. Mk. —.40

(Hefte zur Christlichen Welt 54)

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg